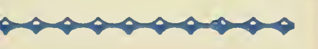
MAX BROD

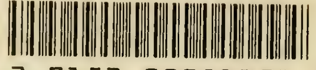
Sozialismus im Zionismus

1920

RLV

R. LÖWIT VERLAG
WIEN UND BERLIN

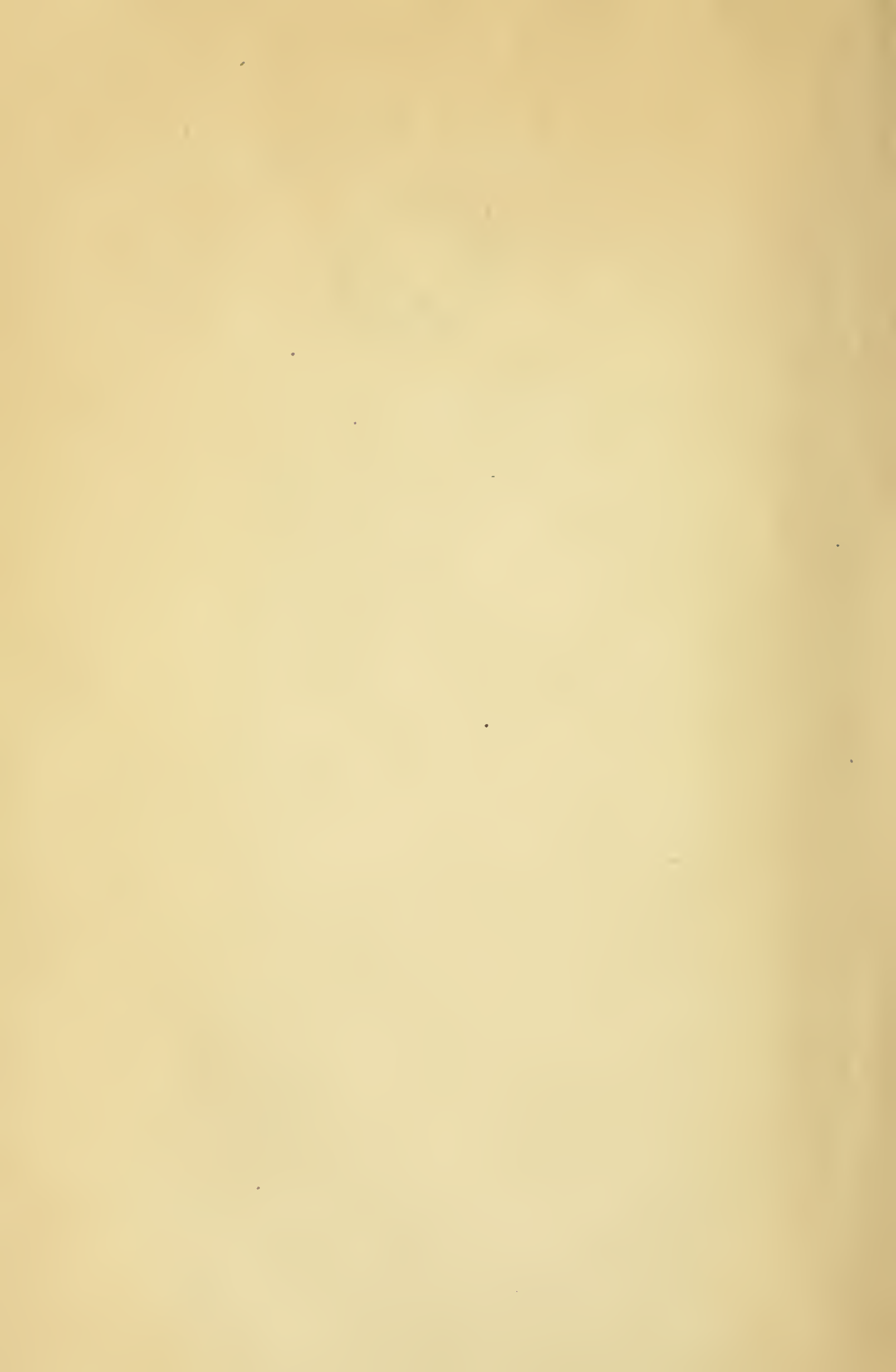




MAX BROD:

SOZIALISMUS IM ZIONISMUS





MAX BROD

SOZIALISMUS IM ZIONISMUS

R. LÖWIT VERLAG
WIEN 1920 *BERLIN*

1.—3. Tausend

Druck der Gesellschaft für graphische Industrie, Wien VI.

E I N L E I T U N G

Es gibt nicht wenige, die es fertig bringen, Kommunismus und Anarchismus in einem Atem zu propagieren, das heißt: unbegrenzte Souveränität der Gesamtheit gegenüber den Einzelnen und gleichzeitig unbegrenzte Souveränität des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit.

Diese Zeiterscheinung zu betrachten bieten sich zwei Blickrichtungen dar.

Blickrichtung des Mannes, der in allem »den Humor davon« sieht, will sagen: das Wesentliche, Ernsthafte. Und es ist Ernsthaftes genug an dieser Zeiterscheinung. Die Mischung der beiden Grundsehnsüchte unserer Seele (»Freiheit« und »Gemeinschaft« heißen sie) drängt zu einer Kristallisationsform unseres Seins, die beiden gerecht würde.... Als ein solches Drängen, nicht mehr nicht weniger, wollen auch die nachfolgenden Betrachtungen gelesen sein. Ein Drängen, der Freiheit zu geben, was der Freiheit, und der Gemeinschaft, was der Gemeinschaft ist.

Die andere Blickrichtung. Die des Mannes, der in allem »das Humoristische davon« bemerkt, will sagen: Das Unwesentliche, Traurige. — Was sieht er heute? Die Karikatur des Kommunisten sitzt in demselben individualistischen Kaffeehaus wie gestern. Unsere guten alten Freunde, die Judäo-Neuchristen, haben nicht umhin können auch diese Mode mitzumachen.

Hier hat die anarcho-kommunistische Mischung einen andern Sinn. Papierene Gegenwart knistert an unwirkliche Vergangenheit. Die beiden Gegensätze können nebeneinander bestehen, da in Wahrheit keiner von ihnen lebt. Mit diesen Erscheinungen setzt sich das Nachfolgende (denn es entspringt dem Leben, der Seelennot) nicht auseinander. Die Satire ein andermal! Nur damit die Farbe des »radikalen Sozial-Literaten« nicht völlig fehle, sei seiner zumindest in dieser Vorbemerkung gedacht.

SOZIALISMUS IM ZIONISMUS

I.

Als ich vor etwa zehn Jahren der zionistischen Idee nahekam und später in die Bewegung eintrat, da verstand ich es so, daß ich damit nicht nur einem jüdischen, sondern auch einem allmenschlichen und einem sozialen Gefühl genügte. Die allmenschliche Bedeutung des jüdischen Nationalismus, der dem Nationalismus der Völker ein reines Gegenbild entgegenhalten soll, habe ich schon mehrmals darzustellen versucht.* Hier mag nun festgehalten werden, was unter dem sozialen Sinn des Zionismus verstanden zu werden verdient.

Damals, als wir uns für den Zionismus entschieden, war dieser Sinn mehr gefühlt als gedacht; doch gefühlt war er wahrhaftig und deutlich genug. Das Judentum als lebendige Quelle sozialer Gerechtigkeit, — dieser Programmpunkt fand seine nicht ganz unerwünschte Bestätigung in der Tatsache, daß die plutokratischen Schichten des Judentums unserer Erneuerungsbewegung fremd, ja feindlich gegenüberstanden. Daran hat sich bis heute wenig geändert. Die jüdische Großbourgeoisie ist die Stütze der Assimilation geblieben. Einen schlagenden Beweis haben die Gemeindewahlen in Tschechoslowakien gebracht. In Prag z. B., wo etwa 60% aller jüdischen Wähler für unsere Listen stimmten, wurden doch gerade in den von

---

* Meine Forderungen an den jüdischen Nationalismus sind in der Sammlung meiner politischen Essais »Im Kampf um das Judentum« enthalten.

Juden dichtbevölkerten, »vornehmen« Stadtteilen (Stadtpark, Graben, u. s. f.) nur vereinzelte Stimmen für uns abgegeben. Die Herrschaften, die einst deutschliberal gewählt hatten, wählten zwar diesmal zum Teil deutsch-sozialdemokratisch. Assimilatorisch aber haben sie sich bewährt! Jüdisch haben sie keinesfalls gewählt! — So kann man mit einiger Genugtuung sagen, daß unsere Bewegung den jüdischen Plutokraten unsympathischer ist als selbst die Sozialdemokratie.

Der Zionismus in seiner Praxis richtete sich also von Anfang an gegen jene volksentfremdeten Elemente, die (wahrscheinlich wegen ihres vielen Besitzes und aus Rücksicht auf ihn) nicht den Mut aufbringen, sich als Juden zu bekennen. Daß allmählich und gerade in jüngster Zeit auch viele Großkaufleute und Großindustrielle der Idee gewonnen wurden, zeugt nur von der besonderen sittlichen Qualität dieser Einzelnen und beweist gegen die Bewegung selbst ebensowenig wie etwa der Umstand, daß viele Fabrikanten Sozialisten sind, den Sozialismus widerlegt.

In der Theorie besaß der Zionismus ein sozialistisches, zumindest bodensozialistisches Programm für Palästina. Und auch das bewirkte, daß meist nur sozial fühlende Menschen sich ihm anschlossen. — Hier konnte allerdings eine nicht unberechtigte Kritik einsetzen: »Sozialisten drüben, — Kapitalisten hier!«

Dieser Fehler aber betraf nicht unser Verhältnis zum Sozialismus allein. Er war größer, allgemeiner. In allen Fragen des »Hier«, in allen Problemen der Diaspora (z. B. auch im tschechisch-deutschen, deutsch-polnischen Nationalstreit u. a.) begnügten wir uns mit gefühlsmäßigen

Provisorien. Ein klares »Gegenwartsprogramm« (der Name wenigstens fehlte nicht) wurde nicht ausgebildet. Wir verließen uns darauf, daß innerhalb unserer Gemeinschaft, in Gruppe und Landsmannschaft doch so ziemlich in allen wesentlichen Dingen instinktive Übereinstimmung herrschte. Und diese Gewißheit schöpften wir (unbewußt) daraus, daß die Divergenzen unter uns immer ganz andere, entweder noch abstraktere oder viel konkretere, um nicht zu sagen persönliche Angelegenheiten betrafen. Dabei übersahen wir, daß unsere scheinbare Übereinstimmung auf Undurchdachtheiten beruhen konnte. Wir übersahen aber ferner, daß in anderen Landsmannschaften der Zionismus einen strammen kapitalistischen Kurs nahm (sogar für das Palästinaprogramm), daß zumindest nicht überall derselbe idealistisch-soziale Geist herrschte wie unter dem zionistischen Nachwuchs Deutschlands und des ehemaligen westösterreichischen Distriktes.

Die neue Zeit fordert Klärung. Aus idyllischem, immerhin etwas krähwinkelhaftem Dasein wurde der Zionismus auf die Weltbühne gerissen. Dies geschah schon während des Krieges. Aber erst die staatlichen Neubildungen nach dem Kriege haben den Erfolg voll ausgewertet. Um den Zionismus als Kern bildet sich ein kräftiges Nationaljudentum, das auf dem Gebiet der innern Politik in Wettbewerb mit den bestehenden Parteien tritt. Verschwommenheiten lösen sich auf, Gegenwartsfragen verlangen strikte Antwort. Entsprechend ihrer Stellung zu diesen Fragen scheiden sich nun auch die Gemüter innerhalb der Partei und streben ihren charakteristischen Formeln zu.

Im folgenden soll nicht eine künstliche sozialistische

Strömung im Zionismus erzeugt, sondern lediglich das seit jeher in vielen Zionisten vorhandene Gefühl formuliert werden.

II.

Der Poale-Zionismus ist eine Übersetzung des Marxismus ins Jüdische, wobei der Palästinagedanke in die Theorie miteinbezogen wird. Der »Bund« ließ (bis vor kurzem) nicht einmal den Palästinagedanken zu. Ich erspare mir, gegen diese beiden Richtungen zu polemisieren, da sich meine Auffassung aus dem positiven Teil dieser Arbeit von selbst ergibt.

Der »Hapoel-Hazair« unternimmt es, einen dem Geiste nach jüdischen Sozialismus aufzubauen. Sein Programm ist noch nicht konsolidiert und ich würde wünschen, daß die vorliegenden Kapitel auf die endgültige Fassung Einfluß gewännen. Dies ist, zum Teil, auch der Zweck meines Versuchs, der in dieser Hinsicht gewissermaßen eine Anzahl von Briefen an Führer des »Hapoel-Hazair« vertritt.

»Hapoel-Hazair« hat den Fehler des bisherigen Zionismus, der nur implicite sozialistisch war, nicht ganz überwunden. Indem »Hapoel-Hazair« allen Nachdruck auf die Pionierbewegung für Palästina wirft, bildet er ein soziales Palästinaprogramm aus, mit dem man freudig übereinstimmen kann. Das soziale Gegenwartsprogramm oder besser gesagt: Europaprogramm (denn auch Palästina bedeutet uns Gegenwart) ist aber wieder einmal zu kurz gekommen.

Der Programmentwurf (publiziert in Heft 12 der »Arbeit«) fertigt die Position in der Diaspora mit vier Sätzchen ab, von denen (abgesehen von ihrer Dürftigkeit)

jedes Widerspruch verdient. Möglicherweise genügen diese Sätzchen für Deutschland, wo die jüdischen Parteien infolge ihrer numerischen Schwäche und infolge nationaler Einheitlichkeit der Umgebung in die innerpolitischen Kämpfe der deutschen Parteien nicht hineinzureden haben. Für keinen Vertreter des »Hapoel-Hazair« besteht die Aussicht oder Gefahr, in die Weimarer Nationalversammlung gewählt zu werden. Selbst in den deutschen Kommunen dürfte es (leider!) nicht zu eigenen jüdischen Kandidaturen kommen. Mit ganz anderer Grelle strahlt der politische Reflektor auf uns in den neugebildeten Staaten. Wir müssen uns schon hier mit den bestehenden Parteien auseinandersetzen, — und ich halte es für keinen geringen Vorzug, daß uns diese schwere Pflicht auferlegt ist.

III.

Warum sind wir nicht Marxisten, sind es nie gewesen? Weil uns der Marxismus trotz vieler genialer Grundkonzeptionen nicht schlüssig, nicht überzeugend und außerdem der speziellen Lage des jüdischen Volkes nicht entsprechend erscheint.

Ich rede vorläufig nur von dem ersten der beiden Punkte, von den allgemeinen Mängeln der Marxistischen Theorie.

Natürlich fällt es mir nicht ein, die unzähligen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit Marx abzuschreiben. Man lese bei Bernstein, Sombart, Oppenheimer u. a. nach. — Ich beschränke mich auf den Hauptpunkt: Ist vollständige Sozialisierung aller Produktionsmittel wünschenswert und notwendig, um jedem den gerechten Arbeitsertrag zu sichern?

Es gibt sozialistische Systeme, die neben der vergesellschafteten Wirtschaft auch noch Raum für die freie Betätigung der Individuen lassen. So die Bodenreform (Henry George, Damaschke), Oppenheimers »Sozialliberalismus», Poppers »Minimuminstitution«. — Derartige Systeme scheint das Programm des »Hapoel-Hazair« zu meinen, wenn es sagt: »Die Regelung der Wirtschaftsverhältnisse hat so zu erfolgen, daß keiner Klasse und keinem Einzelnen die Ausbeutung anderer möglich ist. Dabei soll diese Regelung der Initiative der einzelnen Kommunen und der einzelnen schaffenden Persönlichkeit soviel Spielraum lassen, als es das Gemeinschaftsinteresse erlaubt.«

Dagegen habe ich nichts einzuwenden, als daß es höchst unscharf gesagt ist und gar kein Bild der angestrebten Wirtschaftsform bietet.

Aber vielleicht darf und soll gar kein solches Bild geboten werden? — Gegen eine solche programmatisch gewollte Lücke müßte ich mich kräftig aussprechen.

Es ist allerdings ein Kennzeichen des Marxismus, daß er die nähere Einrichtung des »Zukunftsstaates« nicht ausmalt. Er legt Wert darauf, (sagt Engels): »die Mittel der gesellschaftlichen Umwälzung nicht aus dem Kopfe zu erfinden, sondern vermittelst des Kopfes in den vorliegenden materiellen Tatsachen der Produktion zu entdecken«. Es ist die Angst vor der Utopie, die pedantische Sorge um die Einhaltung der materialistischen Geschichtsauffassung, die doch von ihren eigenen Erzeugern nicht desavouiert werden darf! — Der »Hapoel-Hazair« scheint sich ja von diesen Vorurteilen losmachen zu wollen. Doch noch lange nicht energisch genug! Wenn Utopist sein

nichts anderes bedeutet, als sich über das, was einem als höchst wünschenswertes Ideal vorschwebt, möglichst genau und nicht nur in allgemeinen Umrissen Rechenschaft zu geben, auf dieses Ziel hinzuarbeiten, die Geister ringsum zu erwecken, damit sie dasselbe Ziel erkennen, — gut, dann seien wir Utopisten... Genau genommen liegt im Wort »Utopie« ein Unmögliches, Phantastisches, das die Bescheidenheit oder Vorsicht des ersten Systematikers ehrt, von der »wissenschaftlichen« Sozialdemokratie aber geschickterweise dazu benützt wird, um jedem, der Einrichtungen einer gerechteren Welt im Detail und nicht bloß in ganz verwaschenen »Tendenzen« formuliert, den Narrenhut aufzusetzen. Denn »wissenschaftlich« nennt sich ja eben die Sozialdemokratie, weil sie alles von der Evolution und nichts vom Willen des Einzelnen erwartet, weil sie sachlich, nicht persönlich orientiert ist. Diese »Wissenschaftlichkeit« des Marxismus ist sein deutsches, sein nichtjüdisches, ja antijüdisches Ingrediens. Es ist kein Zufall, daß Kautsky an ihr festhält und Bernstein nicht. Kein Zufall, daß gerade von jüdischer Seite, wie Landauer, Popper, aber auch Bergson (der die Theorie der französischen Syndikalisten anregte), die heftigsten Stöße gegen dieses System der Willensunfreiheit geführt wurden. Zur Konzeption eines jüdischen Sozialismus gehört es jedenfalls, die Scheu vor möglichst klaren Formulierungen des Zieles aufzugeben und sich nicht auf die »Entwicklung« zu verlassen. — Inwiefern dieses Selbstvertrauen mit tiefer Demut vor dem Geschehen, ja sogar mit der Erkenntnis vereinbar ist, daß die großen Taten (auch die politischen) nur durch ein »Wunder« jenseits menschlicher Energie zustande kommen, — dieses

Problem habe ich in den Mittelpunkt meines Bekenntnisbuches (»Heidentum, Christentum, Judentum«) gestellt.

Die klare Umschreibung des Zieles hätte noch eine andere gute Nebenwirkung. Ich glaube nämlich, daß die scharfe Betonung des *Klassenkampfes* in der modernen Sozialdemokratie einen ihrer Gründe im Fehlen eines ausgeführten positiven Programms und im Perhorreszieren eines solchen hat. Vom Positiven darf und soll man nicht sprechen; um so lieber wirft man sich auf das heute Vorhandene, mit Händen Greifbare, — auch dem stumpfsten Verstand und gerade ihm Erreichbare, auf Gegensatz und Haß gegen alles, was dem (wenn auch noch so verschwommenen) Ziel entgegenzustreben *scheint*. Die Programmlosigkeit und Verlegenheit in der heutigen Sozialdemokratie kann man sich nicht leicht kraß genug vorstellen. Ist es nicht stupend, wenn Troelstra auf dem Luzerner Kongreß der Internationale (*August 1919*) beantragt, man möge eine »Studienkommission zur Ausarbeitung der Grundlinien für ein politisches System« einsetzen! Eine Studienkommission! Ein Jahr nach Abschluß des Weltkrieges! Mitten im Fluß der Revolutionen, mitten im Sieg des Sozialismus, auf dem Gipfel politischer Erfolge, im Augenblick der endlichen Taten und Verkörperungen — eine Studienkommission! Zur Ausarbeitung der Grundlinien u. s. f.....! Man glaubt sich in die schlimmsten Diskutier-Epochen des Zionismus versetzt.

Von der Notwendigkeit eines Kampfes gegen die antisoziale Gesinnung bin ich freilich überzeugt (ebenso wie z. B. von der Notwendigkeit des Kampfes gegen die Assimilation). Ohne Kampf geht es nicht. Man kann mit der Umwälzung unserer menschenunwürdigen Ordnungen

nicht warten, bis der letzte Burgeois (analog: der letzte Assimilant) guten Willens geworden ist. Unrichtig aber ist zweierlei: Im Kampf das einzige Mittel zu sehen — und diesen Kampf als einen Kampf der Klassen, nicht der Gesinnungen zu proklamieren. Beides geschieht im Dogma vom alleinseligmachenden Klassenkampf. Da wird behauptet, daß der Mensch nichts sei als ein (unbewußtes) Sprachrohr seiner Interessen, daß es gar keinen Sinn habe, ihn überzeugen zu wollen, da doch ohnedies nicht die Seele, sondern die Klasse in ihm sich für dieses oder jenes entscheide, — hinter diesem trostlos barbarischen Determinismus verbirgt sich aber der tiefere Grund, daß man gar nicht überzeugen kann, da man gar kein ausgeführtes Programm zukünftiger Formen hat, das doch am einleuchtendsten überzeugen könnte. Und da die Diskussion wegfällt, bleibt dann freilich nur Kampf und nichts als Kampf. — Klassenkampf ist zum guten Teil die Grobheit dessen, der nicht überzeugen kann, weil er gar nicht überzeugen will.

Ein Rest dieses Nichtüberzeugenwollnes hat sich in den Programmentwurf des »Hapoel-Hazair« eingeschlichen. Daher wird nicht einmal der Versuch gemacht, die Sphären des Sozialismus und Individualismus in der künftigen Wirtschaft konstruktiv zu scheiden. — Das vierte der Diasporaprogramm-Sätzchen scheint sogar einen solchen vorgefaßten Versuch, der schon ins Detail gehen müßte, ablehnen zu wollen. Es ist jedenfalls mehr als zweideutig. »Nicht durch eine mechanische Regelung von oben, sondern durch die organische Entfaltung der miteinander verbundenen Arbeitenden und Arbeitsgemeinschaften soll von unten auf die nationale Wirtschaft

gestaltet werden«. Hier wird zwar der individuelle organische Wille betont, gleichzeitig aber mit der »mechanischen Regelung von oben« wahrscheinlich jedem Plan, jeder Gesetzgebung der Riegel vorgeschoben. Ich glaube aber, daß ohne solche Neuschaffung fundamentaler Institutionen die Erlösung aus der Unsozialität unmöglich ist. Natürlich genügen Institutionen und klare Zielkonstruktionen nicht. Aber ohne sie, mit instinktivem Drauflos wirtschaften geht es ganz gewiß auch nicht.

IV.

Bodenreform vereint Sozialisierung mit teilweisem Aufrechtbleiben persönlicher Freiheit und freier Konkurrenz. Sie scheidet diese Sphären nach den Produktionsmitteln. Die Bodenrente, die durch Arbeit aller, durch die Kulturfortschritte des ganzen Staatswesens entstanden ist, fällt an die Allgemeinheit. Nur das Privateigentum an Grund und Boden sowie an Bodenschätzen, also an natürlichen, unersetzbaren Produktionsmitteln, nicht das an Maschinen, an erzeugbarem Kapital hat (nach bodenreformerischer Ansicht) die Eigenschaft, den Arbeiter auszubeuten. Daher Sozialisierung des Bodens, aber Privateigentum an Fabriken, Häusern u.s.f. Die Hauptargumente dafür, daß Sozialisierung des Bodens genügt, sind:

1. Die Bodenrente ist infolge der Unvertretbarkeit, des Monopolcharakters der Bodenfläche das Sammelbecken, in das über kurz oder lang alle Wertsteigerung einfließt, die durch andere, in unerschöpflicher oder beliebig steigerungsfähiger Menge vorhandene Produktionsmittel (Kapital und Arbeit) erzeugt wird. Der Boden ist der einzige alles aufsaugende Mehrwert-Schwamm.

2. Die Aufhebung des Landwuchers und die in Verbindung damit von Oppenheimer propagierte Kolonisation durch Siedlungsgenossenschaften reduziert die industrielle Reservearmee. Die Arbeiter sind nicht mehr gezwungen, einander bis auf den tiefsten Lebensstandard zu unterbieten. So sagt A. Pohlmann-Hohenaspe (»Marxismus und Bodenreform« im Sammelwerk »Kritik der Bodenreform«): »Um der Ausbeutung durch die Maschine zu entgehen, schlägt nun der Verfasser (d. h. der polemisierende Marxist) Verstaatlichung der Produktionsmittel am Rhein vor; wir dagegen sagen »Bodenreform an der Weichsel«. Was würde denn der Arbeiterschaft die Vergesellschaftung der großen Industrieunternehmungen unseres Westens nützen, solange der Zustrom der industriellen Reservearmee vom Osten anhält? Selbst der Staat könnte doch auf die Dauer innerhalb seiner Werke nicht einen Lohn von 5 Mark aufrecht erhalten, wenn Tausende an die Türen pochen, die zu 3 Mark zu arbeiten bereit sind, weil sie von der Heimatscholle vertrieben werden.« Und weiter: »Unter den Goldminen Transvaals gibt es viele, die keine Dividende geben, also nicht einmal aus den armen Kaffern eine arbeitslose Rente herauspressen können... Einfach, weil der Kaffer, solange er selbst ein Stückchen Land hat, um darauf leben zu können, die Höhe des Lohnes bestimmt, zu der es ihm paßt, die Land- mit der Lohnarbeit zu vertauschen. Sein Landbesitz bestimmt also den Lohn, nicht das Kapital.« Nach dem letzteren Satz sollte man eigentlich glauben, daß Kleinbauerntum, nicht Sozialisierung empfohlen wird. So steht es aber nicht. Die Bodenreform betont sehr energisch, daß das unumschränkte römischrechtliche Eigentum der Kleinbauern

für sie selbst eine Gefahr bedeute, da sie nach Aufhebung der alten Bindungen, des Obereigentums der Gemeinde, ihre Anteile allzu schnell an Spekulanten oder die benachbarten Latifundienbesitzer veräußern. In heftigster Weise kritisiert Damaschke (Bodenreform 1915, Seite 429) die Stolypinsche »Bauernbefreiung«, in der er eines der unterirdischen Weltkriegsmotive agnosziert. Man sollte sich die Argumente Damaschkes überall dort vor Augen halten, wo (wie jetzt im tschechischen Staate) von den Agrariern bei Großgrundbesitzaufteilung das freie Eigentum der Kleinbauern verlangt wird! — Die Bodenreform tritt dafür ein, daß der Boden (eventuell durch Erbpacht) dem Warenverkehr entzogen und nach mosaischem Vorbild durchaus publici juris werde. Das Kapitel, das Damaschke in seiner »Bodenreform« und »Geschichte der Nationalökonomie« dem Bodenrecht im alten Israel widmet, ist wohl das Schönste und Gerechteste, was je ein Nichtjude über das Judentum geschrieben hat.

Daß die Bodenreform viel Gutes wirken könnte und jedenfalls in unser Programm mit hineingehört, ist unzweifelhaft. Ob sie aber genügt? Ob das Privateigentum an allen andern Produktionsmitteln (am Kapital) aufrechterhalten werden kann, ohne die fürchterlichen Zustände von heute zu perpetuieren? Meine Skepsis richtet sich auf zwei Punkte: 1. Ist wirklich Bodenmißbrauch, Latifundienbesitz der einzige Grund für das Vorhandensein der industriellen Reservearmee? Es scheint mir, daß die noch so fragwürdige Kultur der Großstädte für Tausende von Arbeitern eine Attraktion ist, die ihnen das einsame Landleben nicht mehr darbietet, daß wenigstens vorläufig die Umsiedlung von Arbeitern aufs Land auf

unüberwindliche technische und psychologische Hemmnisse (z. B. auch das der angestrengteren und verantwortungsvolleren Arbeit) stößt. Die Landflucht ist keine bloße Magenfrage. 2. Bis vor kurzem proponierte der deutsche Zweig der Bodenreform vorwiegend Steuermaßnahmen, nicht: Expropriationen der Latifundien, obwohl im historischen Teile von Damaschkes Büchern diese Konsequenz mehrmals nahe genug rückte. Eine Ausnahme galt für industrielles Neuland, das z. B. durch große staatliche Kanalbauten erschlossen wurde. Da sollte der Staat weitgehende Enteignungsrechte haben, Wertsteigerungen für sich einkassieren! Wo aber bereits hohe, von der Gemeinschaft erarbeitete Bodenwerte bestanden, plaidierte Damaschke nur für eine Zuwachssteuer, die einen hohen Prozentsatz (also nicht das Ganze) des von nun an hinzutretenden unverdienten Wertzuwachses ergreift, und auch dies nur bei Veräußerungen, (wie die von Damaschke gerühmte Landordnung von Kiautschou beweist). Wenn es also zufällig zu keinem Besitzwechsel kommt, wenn, wie es in London der Fall ist, der ganze Boden einer Stadt sich seit Jahrhunderten in ein paar Familien weitervererbt, dann bleibt der ungeheuerliche, in gesteigerten Mietzinsen u. s. f. sich ausdrückende Profit in Privathand, gelangt niemals an die Allgemeinheit, die ihn durch all ihre öffentlichen Arbeiten, durch den Fleiß jedes Einzelnen erarbeitet hat.... In letzter Zeit hat sich die Bodenreform erfreulich radikalisiert. Der Entwurf eines Reichsgesetzes über Heimstättenrecht (Soziale Zeitfragen, herausgegeben von Damaschke, Heft 70) sieht eine Enteignung aller jener Grundstücke vor, »ohne deren Erwerb eine für das Volkswohl nötige Heimstätten-

siedlung nur sehr schwer oder gar nicht errichtet werden könnte«. Die Zuwachssteuer soll auch dann erhoben werden, wenn kein Besitzwechsel stattfindet, und zwar alle 25 Jahre auf Grund des vom Eigentümer selbst eingeschätzten Steuerwertes. Zu diesem Wert kann aber auch jederzeit enteignet werden, — eine raffinierte Bestimmung, die ihrem Erfinder alle Ehre macht.

In den Wirrnissen unserer Zeit gibt es kaum eine so erfreuliche Erscheinung wie diese Radikalisierung der deutschen Bodenreform, die hoffentlich noch Fortschritte machen wird! Es ist Pflicht jedes sozialgesinnten Zionisten (und eine angenehme Pflicht), diese neueste Entwicklung der Bodenreform mit Ernst und Liebe zu verfolgen, — zumal gerade in Palästina eine Reihe von Problemen einer bodenreformerischen Lösung leichter zugänglich sein dürfte als im alten Europa. In Palästina, das fast zur Gänze industrielles Neuland ist, kann die Gesamtheit, wenn sie auch nur auf den Wertzuwachs ihre Hand legt, die Bodenrente fast von der Wurzel packen. Sie kann ferner von vornherein das Privateigentum durch Erbpacht ersetzen. Natürlich stößt sie auch hier überall auf erworbene Rechte. Doch so ungeheure Versteinerungen zahlloser Gewalttaten und Ungerechtigkeiten wie in Europa setzen sich ihr nicht entgegen. — Ferner kann sie kulturelle Bedingungen und Siedlungsarten schaffen, die Stadt und Land einander näherbringen. Und es dürfte auch leichter sein, das Entstehen einer industriellen Reservearmee zu verhindern als eine schon bestehende aufzulösen. — Es wäre also vielleicht möglich, in Palästina nur den Boden zu sozialisieren und alles andere der Privatinitiative zu überlassen. Damaschke behauptet ja: »Das soziale Eigentum, das in der Grund-

rente natürlich gegeben ist, würde die Gesamtheit reich genug machen, um aller unverschuldeten Not ein Ende zu bereiten und jedem Menschenkinde, das in diese Gesellschaft hineingeboren wird, die Möglichkeit zu geben, seine körperlichen, sittlichen und geistigen Fähigkeiten voll zu entwickeln. Wie in einer reichen Familie jedem Kinde ein gern gewährtes Recht auf die beste Erziehung, auf die sorgsamste Pflege zusteht, so würde in dieser reichen Gemeinschaft, die das Produkt ihrer gemeinschaftlichen Arbeit, ihre Grundrente, besitzt, auf dem Gebiete der Schule, der Gesundheitspflege, der Kunst u. s. f. jede Verbesserung im voraus bewilligt sein!«

Einen zahlenmäßigen Beleg hiefür (wie ihn Popper mit großer Akribie für seine Theorie ausgearbeitet hat) vermisse ich allerdings. Auch ist auffallend, daß Damaschke nur die kulturellen Bedürfnisse (Schule, etc.) durch die Grundrente decken will, nicht aber die viel primitiveren der Kleidung, Nahrung u. s. f. Vermutlich verweist er für diese auf das »freie Spiel der Kräfte« in der Industrie. Dies aber hätte wieder die Auflösung der proletarischen Reservearmee zur Voraussetzung, was eben angezweifelt wurde.

So hätten wir also in der Bodenreform vielleicht ein ausreichendes Palästinaprogramm, für Europa aber scheint sie nicht zu genügen. Und gerade ein Europaprogramm ist es, was wir suchen. Die Möglichkeit, daß uns bei fortschreitender Radikalisierung die Bodenreform eines liefert, wollen wir aber nicht aus dem Auge verlieren.

V.

Ein anderes Programm, das gleichfalls Sozialismus und Individualismus kombiniert, entwirft der greise Wiener

Philosoph und Techniker Josef Popper-Lynkeus in seinem (viel zu wenig beachteten) Buch: »Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage« (Verlag Carl Reißner, Dresden 1912). — Ich will gleich sagen, daß mir dieses Programm schon wegen seiner Problemstellung die erwünschte Grundlage eines jüdischen und allmenschlichen Sozialismus zu bieten scheint.

Diese Problemstellung ist wahrhaft genial und in ihrer Genialität einfach und originell zugleich. — Popper fragt nicht nach dem »gerechten« Arbeitsvertrag, er verpönt die ganze endlos-komplizierte und widerspruchsvolle national-ökonomische Theorie, die zu ergründen sucht, welcher Teil des Arbeitsproduktes (mit Fug und Recht) dem Kapital, welcher dem Boden, welcher der Arbeit zufallen soll. Es weist nach, daß niemals fixiert werden kann, wieviel gesellschaftliche und wieviel individuelle Arbeit im Arbeitsertrag steckt. Alle derartige Wissenschaft von Lohn, Preis, Zins, Profitrate, Rente etc. lehnt er als unpräzis, unwissenschaftlich (wobei er wohl übertreibt) und als vom wahren Ziel der sozialen Politik ablenkend (womit er Recht hat) ab. Dieses einzige Ziel der sozialen Politik ist ihm, dafür zu sorgen, daß jedem Menschen all das, was er notwendig zum Leben braucht (als primäres Minimum: Nahrung, Wohnung nebst Wohnungseinrichtung, Kleidung, ärztliche Hilfe und Hygiene, ferner ein kulturelles Minimum — letzteres nur als sekundäre Notwendigkeit), mit unbedingter Sicherheit durch die Gemeinschaft geliefert werde.

Das Minimum soll in natura von staatswegen beigestellt, in vergesellschafteter Produktion erzeugt werden. — Darüber hinaus besteht freie Konkurrenzwirtschaft.

Während also der Bodenreformer die Sozial- und Individualwirtschaft trennende Linie zwischen die Produktionsmittel legt, zieht sie Popper zwischen dem »Notwendigen« und »Überflüssigen.« Die Bodenreform geht von der *Produktion* aus, Popper von den Bedürfnissen des *Konsumenten*. Die Bodenreform argumentiert mit Gerechtigkeitsmotiven auf Grund der bestehenden Verhältnisse, Popper einzig und allein mit Hunger und Not, die *unter allen Umständen* verschwinden müssen, wenn die Gesellschaft ihrer ethischen Pflicht genügen will. Dabei hat er für sich, daß es wohl verschiedene und parteimäßige Ansichten von Gerechtigkeit geben mag, daß dagegen die vitalen Lebensbedürfnisse undiskutabel sind. Diese Klarheit der Abgrenzung ist der große Vorzug seines Programms.

Eine der kraftvollsten polemischen Stellen des Buches sei hier zitiert: »Marx, wie viele andere Sozialpolitiker kommt aus der nationalökonomisch-theoretischen Denkweise nicht heraus. Warum nicht einfach sagen: *Jeder Mensch bekommt das zum Existieren Notwendige?* Wozu diese unaufhörlichen Spitzfindigkeiten und Aufsuchungen von Äquivalenzen? Dieses scheinbar gerechte Bemessen von Leistungen, um die Menschen von Hunger und Sorge zu befreien, hat, wenn man es als richtiger Sozialist, also als Menschenfreund betrachtet, etwas von polizeilicher Schnüffelei an sich, was in der Tat alle solchen sozialpolitischen Programme in einem höchst unsympathischen Lichte erscheinen läßt. Ganz abgesehen davon, daß sie praktisch unbrauchbar sind. Von unserem Standpunkte aus hat also Marx und der Marxismus mit dem Sozialismus nichts zu tun und wir haben von

ihm, hier, beim besten Willen, gar nichts Positives zu berichten.« — Damit meint Popper freilich nur die theoretischen Deduktionen der Marx-Schule, die er als »nicht zur Sache gehörig« verwirft, während ja Marx bekanntlich gerade die sorgsame Vorbereitung eines Zukunftsstaates als nicht zur Sache gehörig ablehnt. Und gerade diese (die sogenannte »Utopie«) hält Popper für die wesentliche Aufgabe der Sozialisten. — Übrigens zollt Popper der praktischen Bedeutung Marxens für die soziale Bewußtwerdung und Organisation der Arbeiterklasse höchste Bewunderung.....

Die ethische Grundlage, von der Popper ausgeht, drückt er einmal so aus: »Die Anerkennung des Rechtes zum Leben (oder der »Existenz«) ist das Ziel, dem die Menschheit zuzustreben hat.« Diese Auffassung, die Popper auch in anderen Schriften verteidigt, fällt mit so vielen talmudischen und biblischen Aussprüchen über den unendlichen Wert der menschlichen Einzelseele, mit der so durchgreifenden Achtung unserer Weisen vor der »Würde des Menschen« zusammen (vgl. z. B. Moses V 20 und dazu Ben Sakais Erläuterung), daß man sie als spezifisch jüdisch bezeichnen kann. Popper selbst, der sich seines Ursprungs durchaus nicht bewußt ist (wie so viele unserer Größten, z. B. Gustav Mahler), der in seinem dicken Buche die »sogenannte« Judenfrage mit ganzen sieben (unrichtigen) Zeilen abtut, zitiert einmal neben chinesischen Philosophen den Talmud: »Um jedes einzelnen Menschen willen ist die Welt erschaffen worden.« (Nebenbei bemerkt: Talmud und China — ein neuer Beleg unserer asiatischen Affinitäten.) — Doch als ein Produkt jüdischer Spätzeit charakterisiert sich sein Werk gleichzeitig durch über-

triebenen Rationalismus. Überflüssigerweise erschwert sich Popper nämlich seine theoretische Position durch die Behauptung, daß die Existenz des geringsten, ja bösesten Menschen wichtiger sei als der gesamte Kulturbesitz, als alle geistigen Güter der Menschheit. Es genügt ja völlig, wenn man, auf wirtschaftlichem Gebiete verbleibend, anerkennt, daß unser ganzes wirtschaftliches System nichts taugt, solange nur ein einziger Mensch Hungers stirbt, d. h. daß von allen wirtschaftlichen Maßnahmen diejenigen, die das Existenzminimum aller sichern, den unbedingten Vorrang haben. Aus diesem Satz läßt sich schon alles, was Popper verlangt, ableiten. — Ich glaube, der geringe Erfolg seines grandiosen Gedankengebäudes erklärt sich aus der Durchsetzung mit »voltairianischem« Geiste, der am liebsten alle religiösen, mystischen, nationalen, ekstatischen Werte als »Illusionen« entlarven möchte, dabei aber nur erreicht, daß er der begeisterungswilligen Jugend sich entfremdet, während er dem wirklich nüchternen Spießer natürlich weder nahekommt, noch dies auch nur wünscht. So wirkt Popper auf die neue Generation nicht jüdisch genug, auf die ältere, die ja dem Anschein nach in ähnlichen »Humanitäts«-Ideen lebte (aber nur dem Anscheine nach), mit seiner ganz echten und leidenschaftlichen Humanität zu jüdisch, ebenso wohl auch auf die ungeheure Majorität der nichtjüdischen Umgebung, der das im Jahre 1912 erschienene Buch schon wegen seines Antikriegseifers »zu sentimental« erscheinen mochte. — Es ist aber Zeit, diese ephemeren Wirkungsweisen als Akzidenzien zu erkennen, und gerade uns Zionisten erwächst die schöne Pflicht, die unsterblichen Ideen Poppers ihrer zufälligen Form

zu entkleiden und in den jüdischen Erlösungs-Rhythmus als einen der Hauptakzente einzufügen.

VI.

Die wesentlichen Vorschläge Poppers sind:

»Um jeden Staatsangehörigen von der Geburt bis zum Tode mit voller Sicherheit vor Not und auch schon vor Sorge zu bewahren« — werden aus der gesamten Produktion alle jene Gewerbe zusammengefaßt, die für Nahrung, Kleidung, Wohnung und ärztliche Hilfe sorgen. Diese Gewerbe werden sozialistisch betrieben durch eine »Nährarmee«, in der jeder Staatsbürger dienen muß (nach umfangreichen statistischen Berechnungen findet Popper, daß, den Verhältnissen im Deutschen Reiche von heute entsprechend, jeder Mann 13 Jahre lang und jede Frau 8 Jahre lang für die Allgemeinheit in sozialisierten Staatsbetrieben Dienst machen müßte). Alles, was für diese Betriebe nötig ist, wird ohne Entschädigung expropriiert, aus dem Privatbetrieb in öffentliche Hand übernommen. Man sieht, daß also das Programm der Bodenreform im Popperschen Programm mitenthalten ist. Denn der Boden als Träger der Nahrung fällt natürlich dem Staat anheim, und zwar dem Besitz wie dem Betriebe nach. (Popper sieht für Deutschland 100.000 staatliche Acker-Großbetriebe vor, wobei allerdings die Kontroverse über Genossenschaften, Klein- und Großbetrieb nicht genügend berücksichtigt ist.) Außer dem Boden wird aber noch sozialisiert: ein großer Teil der Textil- und Lederindustrie (für die Bekleidung), alle Wohnungen, Beleuchtungsanlagen, ein großer Teil des Bergbaues, der Verkehrsmittel, soweit sie dem »Minimum« dienen, vor allem aber

nicht nur die sachlichen Betriebsmittel, sondern auch die Arbeitskraft, all dies, soweit es für Bereitstellung der oben umschriebenen Minimalbedürfnisse aller Bürger erforderlich ist. Das Bedürfnis, nicht ein abstraktes Prinzip, gibt den Umfang der Sozialisierung an. Der Staat hält keine Lohnarbeiter, sondern bedient sich der Arbeitspflicht seiner Bürger. Die Produkte des Minimums stellt er nicht in Geld, sondern in natura zur Verfügung. Für den ganzen Bereich der »Minimuminstitution« ist also die freie Geldwirtschaft ausgeschaltet, es gibt da nur Naturalwirtschaft, jeder erhält seine Wohnung und (gegen Bezugsschein) Kleidung und Nahrung in genau festgesetztem Ausmaß, ein System, das vor dem Krieg ganz phantastisch anmuten mochte, heute aber durch Analogie der Brotkarten u. s. f. zugänglicher geworden ist.

Abgesehen von dem Dienst in der »Nährarmee« bleibt der Staatsbürger und sein Wirtschaften frei. — Dies ist der wesentliche Punkt, in dem sich Popper vom Vollsozialismus (Vergesellschaftung aller Produktionsmittel) unterscheidet. Jedermann also, auch der Arbeitsunfähige, erhält sein Lebenlang die Deckung seiner vitalen Bedürfnisse; dafür hat der Arbeitsfähige seine Dienstzeit zu absolvieren, — jenseits davon ist freie Geldwirtschaft mit allen ihren Vorzügen, mit persönlicher Ungebundenheit, Spielraum für kühne Initiative, Arbeitsfreude, Buntheit des Daseins, unbureaukratischem Leben, Erfindertum. Das Wichtigste aber: nur die Vorzüge, nicht die Nachteile, nicht die »Anarchie« der freien Wirtschaft wird in den neuen Zustand der Dinge mit hinüber genommen. Der Arbeiter, dem sein Lebensminimum staatlich garantiert ist, braucht

sich nicht mehr um Hungerlohn zu verkaufen. Dies der grundlegende Unterschied des Lynkeusprogramms von einer noch so umfassenden Versicherung und Arbeiterschutzgebung, bei denen die prinzipielle Stellung des Arbeiters dem Kapital gegenüber doch immer unverändert bleibt, — daher ist auch das Lynkeussystem wahrer Sozialismus, nicht Sozialreform! Denn nun hat die Lohndrückerei auf dem Arbeitsmarkt, die industrielle Reservearmee wirklich ein Ende. Für unwürdige Arbeiten wird sich überhaupt niemand hergeben, die Schmach der Dienstboten, Kellner und Lakaien verschwindet. Jeder Mensch steckt, wie Popper sich einmal ausdrückt, »wie in einem eisernen Turm«, durch lebenslängliches Minimum geschützt. Die Konkurrenzkämpfe, bei denen es heute Tote und Verwundete gibt, wie im Krieg, werden eher nur Manövern vergleichbar sein. — Dabei bleibt aber trotzdem der Ansporn zu kulturellem Aufstieg erhalten. Das Minimum liefert ja keinen Luxus, — nicht einmal Kaffee oder Handschuhe oder ein Klavier, keine Befriedigung geistiger Bedürfnisse. Popper sieht freilich noch ein sekundäres Minimum vor, das man in Geld (also nicht in natura) zur Befriedigung der individuell variablen Bedürfnisse bezieht, aber bei den Berechnungen spielt es keine Rolle, es ist keinesfalls als ausreichend gedacht. — So wird jeder darauf angewiesen bleiben, seine Kräfte zu regen. Die Hauptgefahr des sozialistischen Staates, das Universalfaulenzen in einer Universal-Zwangsarbeitsanstalt, der Ruf nach Büttel und Kontrolle, ist bei Popper glücklich vermieden. »Durch die Beibehaltung einer freien Privatwirtschaft«, sagt Popper, »wird es also möglich werden, Reichtümer zu sammeln, wenn die Fähigkeiten oder das

Glück dazu vorhanden sind. Und zwar wird das Reichwerden unter ganz anderen Umständen vor sich gehen, als heute, da ja die gegenseitigen ökonomischen Beziehungen der Menschen infolge des gesicherten Existenzminimums ganz andere sein werden als jetzt. Es wird eine reinere Atmosphäre sein, innerhalb deren gewirtschaftet werden muß, und mit Beginn unseres sozialen Staates beginnt auch eine neue Art, wie man vermögend oder reich wird. Gewiß oft noch immer nicht auf absolut moralische Weise — denn die Menschen werden wohl stets so sein wie sie heute sind, nämlich rücksichtslos, aber die Minimum-Institution wird viele Abhängigkeiten und verwerfliche Prozeduren objektiv aus der Welt schaffen.«

VII.

Das Minimumprogramm Poppers ist nicht nur nebenher ethisch wie so viele andere soziale Programme, die sich als Hauptzweck etwa die »Steigerung der Produktion« oder die »möglichst reibungslose Förderung einer ohnedies vorhandenen, nur noch der Erkenntnis zugänglich zu machenden Entwicklungstendenz« setzen. Nein, das Minimumprogramm geht von vornherein und ausschließlich auf Sittlichkeit aus, es will alles verloren geben, nur die Ehre, d. h. die Würde des Menschen nicht. Da dies ausdrücklich und bewußt angestrebt und von einem Genie angestrebt wird, ist es nicht weiter zu verwundern, daß es auch erreicht wird. Andere Genies haben eben andere Ziele gehabt. — Ich bin kein Fachmann und es ist leicht möglich, daß ich vollständig im Irrtum befangen bin. Niemandem bleibt die Aufgabe des Nachprüfens erspart. Ich aber kann nichts anderes als

meinen Eindruck sagen. Mein Eindruck ist: Poppers System scheint mir von allen, die ich kenne, das ethischeste, denn es sichert, soweit dies eben unter Menschen und durch politische Maßnahmen möglich ist, die Hoheit der Seele am besten. Es schützt den heiligen Himmelskeim der Seele vor ökonomischer Not (durch die Minimuminstitution), aber zugleich auch vor dem Staat, dem ärgsten aller Tyrannen, vor der Allmacht öffentlichen Eingriffs ins Privatleben (indem alles, was nicht zum Leben nötig ist, von Sozialisierung frei bleibt).

Lächerlich also, wenn man das Lynkeusprogramm mit dem Schlagwort »Sozialreform« abtun zu können glaubt. Hier handelt es sich nicht um Reform auf Grundlage des bestehenden Systems, sondern um wirkliche Verwandlung (um Seelenwandlung, wie wir noch sehen werden, und in einem weit radikaleren Sinne als Popper glaubt, weit radikaler auch, als der heutige Kommunismus es ahnt, — Wandlung der Seele zur »Arbeit am eigenen Werk«), hier geht es um Aufbau einer völlig neuen Welt, in der auch das, was von der alten übrig bleibt (die restliche Privatwirtschaft), seinen Sinn und seine Struktur völlig geändert haben wird. . . . Als ethische und nur ethische Idee des Sozialen scheint mir dieses Programm dazu berufen, mit der ethischen Idee der nationalen Seinsform, dem Zionismus, in enge Verbindung zu treten.

Bei andern Völkern pflegen sich die Nationalsozialen von den Sozialdemokraten dadurch zu unterscheiden, daß sie chauvinistischer, ungeistiger sind. Das jüdische Volk lebt nicht »nach der Weise der Völker«. Bei unseren Nationalsozialen (falls uns diese kompromittierte Benennung aufgedrängt werden sollte) mag der Pendel nach

der andern Seite hin ausschlagen: sie mögen ihre Unterscheidung von den Sozialdemokraten in einem Mehr an Menschlichkeit suchen.

VIII.

Die folgenden kritischen Bemerkungen richten sich an solche, die Poppers »Nährpflicht« (ein ausführliches Buch, über 800 Seiten, und doch noch lange nicht ausführlich genug) schon studiert haben. — Doch auch anderen geben sie wohl zumindest einen Begriff von der Kompliziertheit des Problems.

Nahezu alle Bedenken lassen sich auf die Formel bringen: Ist das Nebeneinandersein einer sozialisierten und einer privaten Wirtschaft möglich? Stören einander diese beiden Kreise nicht unheilbar?

Der erste Eindruck des Buches ist vielleicht der, daß Popper unter dem Titel des Notwendigen so durchgreifend sozialisiert, daß für die freie Konkurrenz fast nichts übrig bleibt. Er gibt selbst zu, daß man für die Übergangsperiode alle Kräfte zur Errichtung der vielen Bauten, wie Gemeinschaftsküchen, Magazine etc. zur Ansammlung einer Reserve, zur Überwindung technischer Kinderkrankheiten, anspannen muß; daher werden zunächst »alle Jahrgänge« der Nährarmee einberufen, — Privatleben gibt's nicht. (Es sei nebenbei bemerkt, daß Popper dabei noch den ungeheuren Apparat von Administrationsbeamten, Kontrollorganen, Organisatoren u. s f. fast gar nicht in Rechnung stellt.) — Aber auch für die Zeit, in welcher die Umwälzung glücklich überstanden ist und alles klappt, darf man sich meines Erachtens die Privatindustrie nicht allzu üppig denken. Die Löhne werden sehr

hoch sein, da niemand, der das Minimum schon ohnedies bekommt, seine Arbeitskraft zu verschleudern braucht. Leichte, angenehme Dienste werden freilich sogar gegen sehr niederes Entgelt geleistet werden, vielleicht viel billiger sein als heute. Auch heute fragen ja viele nicht allzu sehr nach dem Geld, wenn sie zu ihrem schon gedeckten Lebensunterhalt auf wenig anstrengende Weise »etwas dazuverdienen« können. Aber wer wird wirklich beschwerliche, geisttötende, häßliche Arbeit leisten? — Hier bietet sich vielleicht der natürliche Ausweg der Arbeiter-Kooperationen, die meinem Gefühle nach auch die weitaus anständigste Arbeitsform darstellen. Niemand Herr, niemand Knecht, freie Menschen schließen sich zu entschlossenem Werk zusammen, — Industrial democracy in einem höheren Sinn, als Sidney Webb sie träumte! Wenn es sich zeigte, daß Poppers System der Genossenschaftsidee neue Anregung und feste Stütze bietet, so wäre dies ein weiterer Anlaß, sein System als ethischeste Lösung der sozialen Frage zu begrüßen.

Doch nicht nur die Lohnfrage schränkt den Bereich der Privatindustrie im Lynkeusstaate ein. Es sind vor allem so viele Betriebe, die direkt oder indirekt mit der Bereithaltung des Minimums in Verbindung stehen, aus der freien Wirtschaft ausgeschieden, daß die Frage auftaucht, ob eine solche private Rumpfwirtschaft überhaupt noch möglich ist. Woher soll sie etwa Kohlen beziehen, wenn alle oder nahezu alle Lager vom Staat für seine Minimuminstitutionen beschlagnahmt sind? Dies, wie gesagt, ist nur der erste Eindruck. Bei weiterem Nachdenken ist man geneigt, die Gefahr eher darin zu sehen, daß die Privat- und Geldwirtschaft allzu stark auf die Sozial-

wirtschaft drückt. Wäre es nicht möglich, daß Privatspekulanten den Staat auswuchern, daß sie ihm die Patente oder ausländische Tauschprodukte entziehen, die er für seine Minimumbetriebe notwendig braucht, oder die ihm doch sehr von Nutzen wären? (Vgl. Popper S. 524, 2. Absatz.) Nicht immer wird der Staat mit seiner Enteignungs-Fliegenklatsche Glück haben. Jedenfalls dem Auslande gegenüber nicht, wie Popper selbst bei Besprechung der Frage ausländischer Guthaben zugibt. (NB. Es ist erstaunlich, wie Popper in diesem Detail und in andern schon im Jahre 1912 ganz genau Verhältnisse vorausgesehen hat, wie sie dann in den Sowjetrepubliken Rußland und Ungarn herrschten. Seine weitblickende, wirklich lynkeushafte Darstellung der Wohnungsexpropriation nach dem Umsturz und Ähnliches ist geeignet, die Zuversicht in die Tragfestigkeit seines Gedankensystems zu stärken. Seltsam aber mutet es an, daß dieser Mann, der wohl absoluteste dogmatischeste Kriegsgegner, den es je gegeben hat (und lange vor dem Krieg!), der Mann, der die These aufstellt, daß kein höchstes Ideal so viel wert ist wie das geringste Menschenleben ..., in dem einen Fall die Möglichkeit eines Krieges zumindest nicht ausschließt, wenn sein Ideal, das des sozialindividualistischen Staates bedroht ist. Der Rationalismus ist doch nicht allmächtig! (S. 694, 695.) Popper sieht also gewissermaßen auch schon die »rote Armee« voraus, allerdings besteht sie nur aus Freiwilligen. — Dies sein Hauptprinzip für die Wehrorganisation! Bleibt nur zu hoffen, daß jedesmal auch der Feind ihm huldigen wird. —)

Dies sind noch lange nicht alle vorhersehbaren Reibungen. Das bloße Vorhandensein einer Sphäre, in der

Geld frei umläuft, gesammelt und ausgegeben wird, genügt, um den Boden für die wüsteste Korruption bereit zu machen, die in einem Staat mit ausgedehnten Zwangsinstitutionen, riesigem Beamtenstab noch weit schmerzhafter fühlbar werden muß als heute, da Geld an Geld, hart auf hart stößt. — Bei Deckung vitaler Bedürfnisse sollen alle gleichgestellt sein, Minimumprodukte dürfen nur in natura abgegeben werden. Aber haben wir nicht im Kriege erlebt, wie all das, was nur »auf Karte« und in begrenzter Quantität zu haben war, im Schleichhandel zu erhöhten Preisen käuflich blieb? Werden nicht Rohstoffe aus sozialisierten Betrieben in die noch freien fließen, wo sie teuer bezahlt und zu noch teurer bezahlten Luxuswaren verarbeitet werden? Wird nicht das Getreide vom Feld weg»geschoben« werden? Es dürfte eine wachsame Kontrolle nötig sein, um zum Beispiel das »Minimum-Tuchgewebe« erfolgreich zu hindern, seinen Weg statt in die Minimum-Schneidereien in die lukrativeren Damenmodesalons für Reichgewordene zu nehmen. — Denn denke man etwa an das Erziehungswesen, das Popper überhaupt viel zu stiefväterlich behandelt. »Es versteht sich von selbst, daß der Staat auf den Lehrgang der Jugend jenen Einfluß nimmt, der notwendig ist, um für die einzelnen Gewerbebetriebe die ungefähr richtige Anzahl von Arbeitern und Beamten gesichert zu erhalten.« (S. 645.) Das ist so ziemlich alles, was ich über die Vorbereitung und den Studiengang der Jugend finde, die mit 18 Jahren den schweren verantwortungsvollen Dienst antreten soll, allen das Minimum zu erarbeiten. Für aufreibende und gefährliche Berufe, zum Beispiel Bergarbeit, sieht Popper freilich bedeutende Erleichterungen und eine

so kurze Dauer der Dienstpflicht vor, daß abwechselnd eigentlich »alle dran kommen«. Jeder Taugliche ist einige Monate lang Bergmann, daher fühlt sich die Allgemeinheit an Verbesserungen im Betrieb ganz anders interessiert als heute u. s. f. Aber selbst wenn dies alles fachtechnisch zu ermöglichen wäre: niemandem wird es gelingen, alle Berufe auch nur annähernd gleich sympathisch zu machen, und sobald es nun Geld und Geldakkumulation in den Händen Einzelner gibt, wird bei Zuweisung der liebenswürdigen Betätigungen der Rubel seine Rolle zu spielen beginnen. Analogien mit der Militärpflicht während des Krieges werden nicht ausbleiben. Jeder Reiche wird trachten, seine Kinder als »dienstuntauglich« klassifizieren zu lassen oder mit C-Befund »in den Kanzleien unterzubringen«. Beziehungen aller Art werden sich geltend machen. Wo Talent allein entscheiden soll, wird trübe Beeinflussung sich ausbreiten, — vorausgesetzt, daß die Menschenseele keine grundlegende Änderung erfährt. Und das ist ja eben nicht vorauszusetzen!

Alle Schiebungen werden in der Aera des Überganges ins Gigantische wuchern, also gerade dann, wenn sie am leichtesten katastrophal werden können. Man überlege etwa Folgendes: Popper sieht eine langjährige Frist von der grundsätzlichen Annahme seines Systems (durch Referendum) bis zum Beginn der etappenweisen Durchführung vor. Als echter Demokrat weiß er nichts von einer Minderheitsdiktatur, will tunlichst alle Gewalt vermeiden. (Dies ist, nebenbei bemerkt, eine Frage der Methode, die von der Zielfrage streng zu trennen ist. Doch mag man sich in der Kontroverse Kautsky-Lenin stellen, wie man will: klar scheint mir eines, daß prinzipiell auch zur

Durchsetzung eines nicht überradikalen, vernünftig maßvollen Zieles die Methode der Diktatur angewandt werden kann, daß diese Methode durchaus nicht mit der kommunistischen Idee gewissermaßen verheiratet ist, ja daß ihr Erfolg gerade von der Vernünftigkeit des Zieles abhängen dürfte, denn zu etwas Vernünftigem läßt man sich schließlich doch eher zwingen als zu völlig unorganischem Experiment!) Popper denkt also, daß nach Durchführung genauer Studien, Vorbereitung von Bauten u. s. f., die offenkundig vor allem Volke den neuen Zustand dokumentieren, eines Tages der Erlaß erscheint, laut dem vom bestimmten Datum an das Minimum zu funktionieren beginnt. In diesem Moment werden alle jene Betriebe, die für Minimumbedürfnisse, z. B. Volksbekleidung oder Ernährung, arbeiten, entschädigungslos expropriiert. Die anderen Betriebe verschont der Staatszugriff. Eine Strumpfwirkerei z. B. wird ohne Ersatz verstaatlicht, die Liqueurfabrik oder Seidenspinnerei daneben bleibt Eigentum des glücklichen Besitzers. Glaubt man wirklich, daß es Menschen, Kapitalisten gibt, die sich so etwas gefallen lassen, die während der »Vorbereitungszeit« nicht Wege suchen und finden, ihre zu »Minimum-Betrieben« designierten Anlagen rechtzeitig in Luxusbetriebe umzuschalten, auf diese Art der Konfiskation zu entgehen, oder aber ihr Vermögen über die Grenze wandern zu lassen? Werden nicht auch ganze Arbeiterheere ins Ausland fliehen, um sich der Militarisierung zu entziehen und erst dann heimzukehren, wenn »das Werkel läuft«, wobei sie die Mitarbeit an der mühsamen Übergangswirtschaft ersparen?

Es gibt vielleicht Mittel gegen solche Erscheinungen.

Man könnte etwa die Expropriation auch auf die freien Berufe in der Weise ausdehnen, daß sie eine hohe Ablösungssteuer zu zahlen hätten, mit der dann die Eigentümer der sozialisierten Betriebe entschädigt würden. So käme doch ein einigermaßen gerechter Ausgleich schon für die Initiativperiode zustande. — Die Flucht ins Ausland aber wäre damit wahrscheinlich noch nicht gebremst. —

Man sieht: alle Einwände kommen aus einer Richtung. Die Menschen sind für das gute System nicht gut genug. Die beste Institution versagt, wenn die ins Hebelwerk einzuschaltenden Seelen zu starke Widerstände bieten. Keine Kette ist stärker als ihr schwächstes Glied, keine Institution ethischer als der böseste an ihr Mitwirkende. — Dies scheint mir der einzige Punkt zu sein, in dem Popper allzu leichtem Optimismus Raum gibt. Bureaukratische Schwerfälligkeit und Uninteressiertheit am Dienst wird, so meint er, wegfallen, da sich jeder als Nutznießer der Minimuminstitution, mithin als identisch mit dem Staat fühlen wird. Davon kann meiner Meinung nach keine Rede sein. Jeder Menschenkenner fühlt, daß man sich an das Minimum gewöhnen, daß man sogar damit recht unzufrieden sein, daß es immer viele Leute geben wird, die es nicht für nötig halten, tüchtig zu arbeiten, da sie ja das Minimum »sowieso« bekommen! Trotz aller gegenseitigen Kontrolle im Arbeiterheer (die wieder auf Denunziantentum hinauslaufen kann) werden sie auf Gemeindekosten schmarotzen. — Der Gegeneinwand, daß mit all dem die heutigen Zustände mindestens um nichts verschlechtert würden, bietet wenig Trost. Denn im halb oder dreiviertel sozialisierten Staat kommt es eben viel mehr als heute auf Gemeinsinn an. Der Vollsozialismus freilich

wird von diesen Einwänden noch viel ärger getroffen als das System Poppers. Aber auch das ist natürlich kein Trost.

Auch Popper kennt die geläufigen Einwände gegen den Staatsbetrieb. Was erwidert er? »Darauf ist aber zu erwidern, daß meines Wissens bisher niemals Klagen, speziell über den »bureaukratischen Apparat« bei den modernen Eisenbahn- und Postverwaltungen, erhoben wurden, es ist vielmehr Tatsache, daß die größeren oder geringeren Verbesserungen .... mit möglichster Raschheit durchgeführt, und zwar sehr oft von den leitenden Beamten selbst ersonnen, oder auf Anregungen aus dem Publikum hin akzeptiert werden u. s. f.« — Hier habe ich mein Exemplar mit einer Serie von Fragezeichen geschmückt.

Von der Übergangsära heißt es: »Die Bauern bleiben, wie alle andern, in ihren Wohnungen, also in ihren Häusern und bebauen ihre Felder, jedoch nicht für sich, sondern für die Gesamtheit. (!) Auch die Bauern, die ihre Ernte an die nahen Staatsmagazine abführen, erhalten das Gesamtminimum.« — Diese »ihre Ernten an die nahen Staatsmagazine abführenden Bauern« sind zum Unterschied von andern Details des Lynkeussystems Erscheinungen, denen uns die Kriegserfahrung nicht nahegebracht hat.

Ich habe hier zum Schlusse absichtlich zwei Stellen zitiert, an denen der Hauptmangel Poppers am krassesten durchdringt: seine zu geringe Sorge um die »Gesinnung«, den »Geist« im neuen Staate, — ein Mangel, der die letzte Konsequenz seines überspitzten Rationalismus ist.

IX.

Die Umkehr im Geiste würde eine vollständige Revo-

lutionierung der Gesellschaft bewirken. Ohne diese Umkehr ist keine Revolutionierung zu erhoffen.

Hier steht die Politik vor einem scheinbar unauflöslichen Zirkel: Sie beabsichtigt durch bessere Organisation den Geist freizulegen, sieht jedoch zugleich ein, daß nur vom Geiste her wirksame Neuorganisierung ausgelöst werden kann. — Keine Ethisierung der Menschheit ohne Aufbau besserer Institutionen, kein Aufbau besserer Institutionen ohne Ethisierung der Menschheit. *Mit andern Worten: Man kann den ersten Schritt nicht tun, ohne vorher den zweiten getan zu haben.* Hier hat Satan einen gewissen Humor aufgeboten, um die Menschheit in eine ironische Zwickmühle zu bringen. Und immer wieder schlägt er seine rasselnde Lache auf, wenn wir in die Falle hineintappen. — Sind uns also für immer die Füße gebunden? — So komisch es für ihn ist, für uns ist es das Tragischeste, was es gibt.

An anderer Stelle (»Grenzen der Politik« in der Zeitschrift »Der Jude«, Jänner 1919) habe ich angedeutet, wie ich mir die Sprengung dieses Zirkels vorstelle. — Politik kann zwar den Geist unmittelbar nicht fassen, sie bewegt sich nur in materiellen Sphären. Politische *Kunst* aber besteht darin, von den materiellen Sphären jene zu treffen, die dem Geist am *allernächsten* sind, mit anderen Worten: soweit der Geist materielle Vorbedingungen hat und falls er sie überhaupt hat, diese geistbenachbarte Fruchtboden-Sphäre zu treffen! —

Es gibt zumindest *eine* materielle Bedingung des Geistes: das ist die Zeit. Der *Einfall* mag blitzartig sein, zu einer *Entfaltung* und wohl auch zur *Vorbereitung*, zum wesenhaft geistigen Sein, bedarf er des

Zeitablaufs. Die höchste Wohltat also, die Politik dem Geiste erweisen kann, ist: ihm Zeit zu verschaffen. — Zeit-Politik geht zwar wie alle Politik nur auf Institutionen, also auf Ungeistiges los, aber es ist doch schon sozusagen das reine Formalprinzip des Geistes, mit dem sie es zu tun hat. Gewiß, auch sie berührt den Geist nicht, den unberührbaren, aber sie hält schon das durchsichtige Gefäß, in dem er schwebt.

Alle gute Politik muß daher in erster Linie auf »Zeit« gerichtet sein. — Geht Politik daran, die Verhältnisse der Produktion zu regulieren, so muß die »Arbeitszeit« dasjenige sein, was sie zunächst und am meisten interessiert. Sonst kann es geschehen, daß ein schönes Gebäude aufgebaut wird, in das aber zuguterletzt der Geist nicht einziehen will. Ihm also hat sich die Betrachtung vor allem zuzuwenden, ihm und seiner allgemeinsten Form, der Zeit. Auf diesem Wege wird die Politik dazu geführt, eine Seite des Produktionsgetriebes zu studieren, die man bisher seltsamerweise am wenigsten beachtet hat. Alles hat man analysiert, jedes Glied für sich je nach dem Standpunkt des betreffenden Nationalökonomen zum Ausgangspunkt des Systems genommen: bald die Produktion, bald die Verteilung, bald die Technik des Produktionsbetriebes, bald seine »Wirtschaftsgesinnung«, bald Warenzirkulation, bald Warenkonsumtion, nur eines scheint man vergessen zu haben: die psychologischen Beziehungen des Arbeitenden zum Arbeitsprozeß. Und doch sind gerade sie das Wichtigste, das Tragende der ganzen Wirtschaft. So wie Deskartes durch sein »cogito, ergo sum« den Blick des Philosophen vom Schwankend-Spekulativen der Außenwelt zum sicheren Zentralpunkt des Ich gerissen hat, so

tut es heute not, daran zu erinnern, daß in der Mitte all der verwirrenden und nie ganz eindeutig zu klassifizierenden Wirtschaftsvorgänge die lebendige Seele des arbeitenden Menschen steht. Hier, ihr Menschheitsbeglücker, müßt ihr Gerechtigkeit und Glück schaffen, sonst nützt alles Glück an der Peripherie, alle Gerechtigkeit in Besitz und Bezug der Produktionswerte nicht das Mindeste!

Es ist eine Hauptsünde der Sozialdemokratie, daß sie, von der »Vergesellschaftung der Produktionsmittel« hypnotisiert, dem Protoplasma des ganzen Arbeitsprozesses, der Arbeitsseele, wenig oder gar keine Beachtung geschenkt hat, offenbar deshalb, weil nach marxistischem Dogma (materialistische Geschichtsauffassung) das Bewußtsein ja ohnedies nur eine Funktion, einen Überbau der jeweiligen ökonomischen Weltstruktur darstellt. Demgegenüber ist es leicht einzusehen, daß mit gesellschaftlicher Produktionsweise an sich ebensogut gründlichste Mißhandlung wie schonendste Pflege der seelischen Beziehungen zum Werk verbunden sein kann. Keinesfalls tritt diese »Pflege« von selbst ein, wenn sie nicht von vornherein gewollt wird, wenn nicht das ganze System der Umwälzung auf sie abzielt. Mit bloßer Abkürzung der Arbeitszeit ist natürlich auch noch nichts gewonnen, zumal dann nicht, wenn sie (wie z. B. im Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie) nur im gedanklichen Zusammenhang »Schutz vor Ausbeutung« und nicht in dem der »Werkfreude« erscheint. — Daß in diesem Punkte auch Popper versagt, wurde schon ausgeführt.

Nach dem Verhältnis des Arbeitenden zum Arbeitsprozess unterscheide ich vier Typen von Arbeit:

1. Mechanische Arbeit. — Der Arbeitende ist an seiner Arbeit seelisch überhaupt nicht beteiligt, und zwar weder am Werk als solchem noch am Ertrag des Werkes. Die Nichtbeteiligung am Ertrag ist Folge des kapitalistischen Systems, die Nichtbeteiligung am Werke Folge der modernen Betriebstechnik mit ihrer Arbeitsteilung, Mechanisierung u. s. f. — Während die Soziologie gemeinhin den Fehler der mangelnden Ertragsbeteiligung in den Vordergrund stellt und alle Revolutionssysteme hier den Hebel einsetzen (auch das von Popper, indem es jedem soviel an Ertrag zuteilt, als er notwendig braucht), ist einer kleinen Gruppe von Menschen (zu denen auch »Hapoel-Hazair« gehört) klar, daß die furchtbarste Sünde unserer Entwicklung in der Werkentfremdung liegt. Die mechanische Arbeit bezeichnet in jeder Hinsicht den tiefsten Stand menschlicher Kultur und stellt, aus Ungeistigkeit geboren, den Quellpunkt millionenfacher Ungeistigkeit dar, die uns würgt und niederhält.

2. Arbeit mit seelischer Beteiligung. Natürlich genügt Anteil am Ertrage nicht, sondern der Anteil muß sich auf das Werk selbst erstrecken. Jene Karrikatur von seelischer Beteiligung, die sich etwa in 1% Provision des Ladenkommis am Warenumsatz äußert, wollen wir gar nicht erst in Betracht ziehen. Beteiligung am Ertrag kommt nur dann in Frage, wenn durch sie das Verantwortungsgefühl des Arbeitenden bedeutend gesteigert wird. Dies aber ist ein rein subjektives Kriterium, für gesetzliche Normen, wie sie mir vorschweben, nicht brauchbar. Ich wähle daher das äußerliche Symptom: Ertragsbeteiligung ist erst dann als Form seelischer Anteilnahme diskutabel, wenn die ganze Lebenshaltung des Angestellten vom Pro-

sperieren des Unternehmens fühlbar beeinflußt wird. Aber auch diese Kennzeichnung genügt mir nicht. Es muß unbedingt zur Ertragsbeteiligung in der eben charakterisierten Höhe noch der unmittelbare oder in parlamentarischer Form (durch gewählte Betriebsräte) geltendgemachte Einfluß auf alle wesentlichen Phasen des Betriebes kommen; also nicht etwa nur der Einfluß auf Aufnahme oder Entlassung von Angestellten oder dergleichen, sondern tatsächlicher Einfluß auf die Produktion selbst. Erst wenn diese beiden Merkmale gemeinsam vorliegen, Beteiligung am Ertrag und am Werk selbst, darf eine Arbeit als Arbeit mit seelischer Beteiligung (kürzer gesagt »Beteiligungsarbeit«) jenes Privilegium geltend machen, von dem noch die Rede sein wird.

3. Freie Arbeit. — Der Arbeitende ist völlig Herr über den Betrieb und über den Ertrag. Dies der Fall des Privatkapitalisten wie auch der genossenschaftlichen Arbeiterkooperation.

4. Eine besondere Beziehung des Arbeitenden zu seiner Arbeit bezeichne ich als »Arbeit am eigenen Werk«. Der »freie« Arbeiter, der völlig Herr über sein Werk und den Gewinn ist, stellt scheinbar schon die höchste Stufe dar. Doch nur scheinbar: denn daß sich in ihm Gewinninteressen mit Werkinteressen vermischen, zeigt doch, daß seine Beziehungen zum Werk noch nicht den höchstmöglichen Grad von Reinheit erreicht haben. »Der Arbeiter am eigenen Werk« dagegen kennt nur Werkinteressen. Für ihn sind Werk und Seele eins geworden. Das Werk weitet sich zu unendlicher Bedeutung und, indem es sich dem Unendlichen verknüpft, tritt es in die Sphäre des Religiösen ein. Es ist selbstverständlich, daß diesen

letzten Erschütterungen gegenüber die Gewinninteressen ins Wesenlose hinabsinken.

Sache des Staates ist es nun, *die Rangordnung der Arbeitstypen anzuerkennen — und die höhere Arbeitsart der niederen gegenüber zu bevorzugen.*

Daß dies schon durch die ganze Erziehungsrichtung geschehen kann, ist klar. Die heutige Schule hat das blödsinnige Idol des *Fleißes* aufgepflanzt, die neue Schule muß sich die *Erziehung zur Arbeit am eigenen Werk, zumindest zur Arbeit mit seelischer Beteiligung zum Ziel setzen.* Hier bietet sich auch der Jugendbewegung eine große Aufgabe. — Doch wollen wir uns nicht mit Phrasen und gutem Willen berauschen, so sehen wir bald ein, daß die Möglichkeiten von Schule, Erziehung und Jugendbewegung ihre Grenzen haben. Keine Schule kann an der Tatsache etwas ändern, daß die heutige Industrie ohne geisttötende Arbeitsteilung gar nicht auskommt, daß es *unmöglich* ist, alle Arbeit, die nun einmal von Menschen geleistet werden muß, in »Arbeit am eigenen Werk« oder auch nur in »Arbeit mit seelischer Beteiligung« zu verwandeln, ganz abgesehen davon, daß nicht alle Menschen diesen höheren Arbeitsformen zugänglich sind.

Hier ist der Punkt, wo staatliche Politik eingreifen kann. Nicht »Geist« steht dem Staat zur Verfügung, den er seinen Bürgern zuteilen könnte, wohl aber verfügt er über die letzte materielle Vorbedingung von Geist, über ein ungeheures Reservoir von »Zeit«.

»Zeit-Politik« besteht nun darin, daß der Staat die verschiedenen Arbeitstypen je nach ihrem geistigen Rang mit einem Mehr oder Minder an »Zeit« bedenkt.

»Zeit-Politik« schafft dem Geiste, den die Schule nur anempfehlen kann, ein festes Gehäuse mitten im Leben. Sie ist gewissermaßen die ins Leben hinein fortgesetzte Schule. Aber in der Schule ist der Staat als Erzieher auf Worte angewiesen. Hier mag er nun durch Taten zeigen, wie weit er gewillt ist, der Gesinnung, die er billigt, Gelegenheit zu ernstlicher Realisierung zu geben. Nicht Mineraliensammlungen, Unterrichtsbilder, sondern lebendige Betriebe, Fabriken und Kontore sind sein eigentliches »Lehrmaterial«. Nur wenn dafür gesorgt ist, daß das, was in der Schule (in der neuen Schule natürlich) zuhöchst gepriesen wird, Werkfreude und seelischer Anteil am Werk, auch gelebt werden kann, wenn wenigstens Möglichkeiten dafür bereitgestellt sind, — nur dann rettet sich auch der Unterricht aus dem fahlen müden Glanz von Heuchelei, der ihn heute umgibt und ihn zur demoralisierend verkitschten Vorhalle eines sinnlosen Lebens macht.

Welches ist nun die Zeit, die dem Staate zur Verfügung steht, über die er zugunsten seiner Bürger und ihres Aufrückens auf der Skala der Arbeitstypen zu verfügen hat? — Es ist die Zeit, die heute zu dem, was ich »Automatisierungsrente« nenne, umgemünzt wird, — die Zeit, die bei fast jeder neuen Erfindung als Folge der Arbeitsmechanisierung erspart wird.

X.

> »Dieses Jahrhundert ist mir immer wie eine große Fabrik erschienen, in der sinnreiche Apparate von unglücklichen Menschen bedient werden.«
>
> Theodor Herzl »Altneuland«.

> »Es ist mir sehr fraglich, ob bis jetzt alle mechanischen Erfindungen die Tagesmühe irgend eines menschlichen Wesens erleichtert haben.« J. St. Mill.

Ein Vorschlag zur Nutzbarmachung der »Automatisierungsrente« für die menschliche Gesellschaft soll im folgenden beschrieben werden.

Was ist ein Automat? — Aus einem Arbeitsprozeß werden gewisse Stadien herausgenommen, die infolge vorgeschrittener Arbeitsteilung zu ganz einfachen, nur noch einen Bruchteil der menschlichen Seele, menschlicher Fähigkeiten überhaupt beanspruchenden Handreichungen typisiert worden sind. Solche Stadien werden nicht mehr einer menschlichen Vollseele übertragen, wodurch die Vollseele aufs Ärgste gepeinigt, erniedrigt, vergewaltigt werden müßte, sondern, sobald ein Arbeitsstadium so weit herabgesunken ist, daß es die mit ihm beschäftigte Vollseele zur Maschine machen müßte, — wird eine solche Maschine erfunden und mit diesem Arbeitsstadium betraut. Ein schöner, logischer, natürlicher, erfreulicher Vorgang.

Was hat menschliche Bosheit und Verblödung aus ihm gemacht? Statt die Vollseele, die sich auf diese Art der mechanischen Arbeit wie eines Exkrements entledigt hat, von ihrem gesunden Stoffwechsel profitieren und sie

die ersparte Arbeitszeit als freies Gut in Freiheit genießen zu lassen, wurde die neue zeitersparende Arbeit, die Bedienung des Automaten, als neue zeitausfüllende Arbeit, konstituiert, als vollständige Tagesbeschäftigung an der Maschine. Es wurde nicht Arbeitszeit für den einzelnen Arbeiter gewonnen, sondern es wurden nur einige Arbeitsplätze in einen zusammengezogen, was sich in erhöhtem Kapitalgewinn, Verbilligung des Produktes, meinetwegen auch Lohnsteigerung geltend machte. Es wurde tatsächlich Zeit in Geld umgesetzt.

Die groteske Spitze dieser Verirrung ist das Taylorsystem, das ich an anderer Stelle dargestellt habe. (Vgl. im folgenden: »Zwei Welten«) — Der Automat will den Arbeitsprozeß den Vollseelen anpassen, indem er ihnen abnimmt, wessen sie nicht fähig sind, so lange sie Vollseelen bleiben wollen. Das Taylorsystem unternimmt es, die Vollseele dem mechanisierten Arbeitsprozeß anzupassen, also aus dem Menschen einen tadellos funktionierenden Automaten, nein, Automatenbestandteil zu machen.

Der Automat will für die Seele einspringen, wo sie nicht würdig genug beschäftigt ist, — das Taylorsystem kastriert die Seele, damit sie dort, wo sie noch würdig genug beschäftigt sein könnte, ihren Adel vergesse und die ruhige Produktion zu stören aufhöre.

Als die Eisenbahnverwaltung Fahrkartenautomaten einführte, bestand theoretisch die Möglichkeit, alle ersparte Zeit, in der die Automaten an Stelle der Schalterbeamten Karten verkauften, diesen Beamten zu gute kommen zu lassen. Doch daran hat niemand gedacht. Die Beamten arbeiten nicht eine Minute kürzer als bisher. Die Verwaltung hat einiges erspart. Menschlich ist nichts gewonnen

Ebenso hat die Erfindung der Schreibmaschine, der Rechenmaschine, mittelbar die Erfindung jeder Maschine, der Eisenbahn, des Telephons und so fort Hunderttausende, Milliarden von Arbeitsstunden freigemacht. Wo sind diese Milliarden schöner Freiheitsstunden? Wird niemals ein Ankläger aufstehen und von der Menschheit Rechenschaft verlangen, sie möge sich über diesen ihr in den Schoß gefallenen Reichtum und über den Gebrauch, den sie von ihm gemacht hat, ausweisen?

Überlegen wir einen Augenblick, wie es gekommen wäre, wenn der Erfinder der Rechenmaschine etwa Kultur statt Zivilisation, wenn er Erhebung statt Fortschritts gewollt hätte. Man hätte an einem bestimmten Stichtage festgestellt, wie viel Kolonnen ein tüchtiger Buchhalter in der durchaus unsentimental bemessenen Arbeitszeit von, sagen wir, 8 Stunden addieren kann. Man hätte sodann gefunden, daß die Rechenmaschine dieselbe Arbeit wahrscheinlich in einer Stunde leistet. Wäre sodann, um allen allzu enthusiastischen und schon hiedurch den Aldermännern verdächtigen Ausbrüchen zuvorzukommen, die Arbeitszeit sämmtlicher lebendiger Additionsmaschinen (das ist: Buchhalter) auf vier Stunden herabgesetzt und legislatorisch festgelegt worden, so wäre immer noch dem Erfinder und dem Etablissementsinhaber, der den neuen Apparat einführt, ein ansehnlicher, als Inzitament wohl notwendiger Gewinn geblieben. Zugleich aber wäre wenigstens in einem Punkte die Schlachtordnung der Zeit- und Geistfresser unterbrochen worden und eine Lücke im Unsinn entstanden, die neue Forderungen, neue Verantwortungen auferlegte.

Die Möglichkeit solcher technischen Verbesserungen

kann man sich nicht leicht groß genug vorstellen. — Im Jahre vor Kriegsausbruch sah ich auf einer Gewerbeausstellung die Maschinen des Powerssystems, die von der »deutschen Gesellschaft für Addier- und Sortiermaschinen« vorgeführt wurden. Das System gestattet eine Automatisierung der kompliziertesten Betriebsoperationen, wie man sich sie nicht träumen lassen würde, wenn man diese geradezu lebenden Automaten nicht bei ihren unglaublich geistreichen Funktionen beobachtet hätte. Ich suchte gleichsam immer das Gitter rings um die drei kleinen temperamentvollen Apparate, die mir wie unheimlich gescheite Bestien (»nicht reizen! nicht füttern!«) erschienen. Das eine Lebewesen fertigt sogenannte »Lochkarten« an, wobei allerdings menschliche Intelligenz noch sehr stark mitwirken muß. Diese Lochkarte bietet durch sinnreiche Anordnung die Möglichkeit, die verschiedenartigen Daten durch Lochung eines oder mehrerer ihrer Felder darzustellen. Eine solche fertiggestellte Lochkarte enthält also in ihrer »Lochschrift« alle Angaben, die sonst etwa auf dem Anmeldeformular einer Volkszählung, eines Steuerbekenntnisses, auf einem statistischen Beleg irgendwelcher Art, einer Lohnliste, einem Bestellschein oder einer Faktura usw. verzeichnet sind. Und nun beginnt das Wunder! Die zweite Maschine ist ein vollständig automatischer Sortierapparat. Ein elektrischer Strom wird eingeschaltet, wie ein Wind fährt es in die Kartenstöße und zauberhaft eilen die Karten, von ihren Lochungen gesteuert, in das ihnen zubestimmte Fach. Je nach Maßgabe der gewünschten Resultate wird die Maschine verschieden eingestellt und, was immer man von ihr verlangen mag, sie sortiert mit unfehlbarer Sicherheit zirka

18.000 Karten in der Stunde. Auf diese Art kann man, wenn nur die Lochkarte richtig angelegt worden ist, sozusagen im Handumdrehen die Resultate einer Volkszählung nach Städten, oder wenn man will, nach Konfessionen oder nach Altersstufen, kurz nach allen angegebenen Daten ordnen. Eine automatische Addiermaschine addiert gleichzeitig die Resultate und gibt sie sofort in tabellarischer Übersichtsform heraus. Pro Stunde zirka 48.000 Additionen! Ganze Heere von kaufmännischen und Verwaltungsbeamten fallen vor diesen drei kleinen Spielzeugen in die Versenkung.

Welche herrliche Gelegenheit der Zeit-Freimachung ergab sich, als dieses System erfunden wurde! Sie ist versäumt, — versäumt für immer.

Doch es ist noch nicht zu spät: Immer wieder kommen neue Erfindungen heraus, immer wieder fällt Zeitersparnis ab und wird frevelhafterweise in »Automatisierungsrente« umgewandelt, die zuerst als echte Differentialrente den mit dem Patent ausgerüsteten Betrieben zugute kommt, im Laufe der Zeit aber durch ähnliche Patente wegkonkurrenziert, auf dem Weltmarkt aufgehoben wird, so daß das klägliche Endprodukt nichts ist als eine scheinbare Verbilligung unserer Strümpfe, Knöpfe, Portemonnais und Abreißkalender, die aber durch Währungsschwankung und die von der Bodenreform so überzeugend aufgedeckte Bodenwertsteigerung in Nichts verschlungen wird. — Also nichts und dreimal nichts! Ein Scheinkomfort für Menschen, die von ihrer Arbeitshast zu einem Scheindasein verurteilt sind.

Dieses scheinbar in alle Ewigkeit weiterrollende Rad kann nur durch einen gesetzlichen Eingriff festgehalten

werden, wenn gleichzeitig die Privatinitiative, die öffentliche Meinung einen gleichgerichteten Kampf gegen das unedle Unglück der mechanischen Arbeit aufnehmen, wenn eine »Mehr-Zeit«-Bewegung entfesselt wird.

Eine gesetzliche Regelung der Zeitfrage hätte von folgenden Prinzipien auszugehen:

Der Staat konfisziert jede durch irgendwelche technische Verbesserung entstandene Zeitverkürzung zugunsten der Arbeiter, das heißt: wird durch eine solche Verbesserung der Produktion (oder des Güteraustausches, Transportes usw.) Zeit erspart, so wird die Arbeitszeit herabgesetzt. Der Achtstundentag ist die staatlich anerkannte Norm, von der die progressive Kürzung der Arbeitszeit ihren Ausgang nimmt. Arbeitszeitdifferenzen zwischen den einzelnen Industrien dürfen niemals durch Differenzierung der Löhne unwirksam gemacht werden. Jede Industrie lukriert durchaus selbständig von den auf ihrem Gebiet durchgeführten Neuerfindungen. Dem Erfinder bleibt ein prozentualer Anteil, in Geld umgerechnet. Eine weitere Quote dient als Rücklage für Populationszuwachs.

Ein naheliegender Einwand: Machte etwa die autonome jüdische Gesetzgebung in Palästina, an die ich bei diesem Programm in erster Reihe denke, mit einer solchen Konfiskation Ernst, so würde sie unsere Industrie in arge Gefahr bringen. — Was nützt es, sagt man, daß dein Programm dem jüdischen Instinkt von der Heiligung der Zeit entspricht, wie er sich in den Geboten über das Thorastudium, Sabbat, Sabbatjahr u. s. f. im praktischen Leben der Ostjuden so deutlich ausprägt. (Vergleiche »Zwei Welten«.) Ein solcher Instinkt ist eben nicht lebens-

fähig, — zumindest nicht industriefähig. Wo Juden zu tätigen Mitschöpfern großer Industrien emporgestiegen sind, haben sie denn auch diesen Instinkt, der sie zum »Volk der Schrift« gemacht hat, glücklicherweise gänzlich aufgegeben, ja so gründlich aufgegeben, daß die Moderne im Juden gerade nur das »ökonomische Genie« bewundert. Der Müßiggänger, der Batlen, ist verschwunden. Deine revolutionäre Idee ist nichts anderes als die Idee eines Batlen. Die Zeit ist vorbei, in der dem jüdischen Kaufmann jede Stunde, die er dem Talmud entzog und notgedrungen seinem Geschäfte widmen mußte, als verloren galt u. s. f. — Auf eine solche Deklamation würde ich ...
... eigentlich gar nichts erwidern. Was hülfe eine Debatte zwischen zwei so grundverschiedenen Geisteshaltungen. — Die einen wollen in Palästina das alte Leben Europas und der europäischen Juden mit seiner Industrie u. s. f. fortsetzen. Die anderen wollen alles andere lieber als Fortsetzung. Wollen lieber kein Palästina, keine Autonomie, keine »Erlösung« als Fortsetzung. Entweder wir werden in Palästina aus dem tiefsten Grunde jüdischer Religiosität etwas Neues aufrichten, was mit der bisherigen kapitalistischen Weltordnung völlig bricht, — dann werden wir in der Schaffung der jüdischen Heimstätte unser echtes Judentum bewährt haben, und noch einmal wird an die aufhorchende Welt der Prophetenruf ergehen: »Hört auf mich, ihr Inseln, und merkt auf, ihr Völkerschaften in weiter Ferne«, — oder es war nicht der Mühe wert, für die Verpflanzung edomitischer Greuel nach Erez Israel auch nur den Finger zu rühren. — Was aber die Befürchtung anlangt, unsere Industrie würde unter einer Mehr-Zeit-Bewegung leiden, das heißt niemals exportfähig

werden, da die Industrien anderer Staaten von ähnlicher Fesselung unberührt blieben: dieser Gefahr ließe sich begegnen. Es brauchte nur die Konfiskation der Zeitgewinne provisorisch auf jene Erfindungen eingeschränkt zu werden, die in Palästina gemacht oder von den Erfindern dem jungen Gemeinwesen zur alleinigen Ausnützung überlassen würden. Unter Voraussetzung strengster Wahrung des Patentgeheimnisses müßte dann die palästinensische Industrie, obwohl sie ihren Arbeitern günstigere Zeitbedingungen gewährt, konkurrenzfähig bleiben. Und wie lange könnte es dauern, daß das lebendige Beispiel freier, in ihrer Muße menschenwürdiger Staatsbürger mit blitzartiger Wucht in allen ausländischen Arbeiterschaften ähnliche Bewegungen entfesselte und zuerst durch die Propaganda freiwilliger Enklaven (sozial fühlende Fabrikanten würden die Neuerung spontan einführen), später durch gesetzgeberische Mittel die ganze Welt eroberte, wodurch dann letzten Endes besondere Schutzmittel für die jüdische Industrie überflüssig würden.

XI.

Die vorstehenden Regeln gelten nur für den untersten Arbeitstyp, für *mechanische* Arbeit, die den Arbeiter weder am Ertrag noch am Werkprozeß selbst beteiligt. Dadurch, daß der Staat diese Art von Arbeit so strengen Einschränkungen unterwirft, zeigt er einerseits, daß er sie mißbilligt, sie nur als notwendiges Übel betrachtet und keinesfalls ihr üppiges Aufwuchern wünscht (der Staat treibt also in dieser Hinsicht moralischen Anschauungsunterricht), andrerseits schützt er den Arbeiter gegen Ausbeutungsabsichten des Fabrikanten.

Man könnte nun einwenden: wird denn im Lynkeusstaat (denn ich denke mir die Zeit-Politik mit dem System Poppers kombiniert) überhaupt die Notwendigkeit bestehen, die übrigbleibende Konkurrenzwirtschaft noch mit weiteren Fesseln zu versehen? Ist der Arbeiter, dem der Staat sein Minimum garantiert, nicht genügend gegen schlechte Arbeitsbedingungen gesichert? Er braucht nichts zu tun, als sie abzulehnen, und das fällt ihm ja leicht, da er, selbst wenn er nach vollbrachten Dienstjahren gar nicht mehr arbeitet, sein Lebenlang Wohnung, Kleidung, Nahrung etc. vom Staate, das heißt aus der Sozialwirtschaft bezieht. Wozu also noch Achtstundentag und sogar weitere Herabsetzung der Arbeitszeiten (infolge von Erfindungen), wozu dieser Druck auf die Privatinitiative des Unternehmers, der wir doch die ohnehin schon arg beschnittene Sphäre der freien Wirtschaft reservieren wollten?

Diese Argumentation ist nicht richtig und könnte leicht verhängnisvoll werden. — Dem Arbeiter ist zwar das unbedingt Lebensnotwendige gesichert, aber mit sehr wichtigen Bedürfnissen (ein Buch! ein Ausflug! Musik!) bleibt er auf das verwiesen, was er in der übrigbleibenden freien Wirtschaft erarbeitet. Will man das nicht, so muß man die Zahl der Staatsbetriebe vergrößern, die Dienstzeit verlängern. (Es wäre nun möglich, daß ein Unternehmerkartell beschließt: Entweder ihr arbeitet zu den von uns festgesetzten Bedingungen, also vielleicht zehn Stunden und so fort oder wir lassen euch gar nicht zur Arbeit zu, daß heißt ihr verzichtet auf Deckung aller Bedürfnisse außerhalb des Minimums.) — Diktatur des Unternehmertums ist im Lynkeusstaat nur erschwert, nicht ausgeschlossen. Und deshalb muß der Staat weiterhin wachsam

bleiben, darf die übrigbleibende freie Wirtschaft nicht sich selbst überlassen. Maximal-Arbeitstag wird sich als nötig, die von mir geforderte etappenweise Verkürzung automatisierter Betriebe als wirksam erweisen.

Sie wird auch gerade im Lynkeusstaate leichter durchführbar sein als heute. So stützt die Mehr-Zeit-Idee das Poppersche System und empfängt gleichzeitig Hilfe von ihm. Heute nämlich, in völlig freier Wirtschaft, ist stets der Einwand offen, die Industrie könnte durch Kürzung der Arbeitszeiten allzuviel an Produktivität verlieren und so einschrumpfen, daß sie nicht einmal mehr das Lebensnotwendige erzeugt. Der Lynkeusstaat ist aber so organisiert, daß zunächst einmal das Notwendige für seine Bürger unbedingt produziert wird. Dies geschieht in den sozialisierten Betrieben und in diesen richtet sich die Arbeitszeit natürlich nur nach dem Bedürfnis der Gesellschaft, es werden also auch bei Anwendung der zeitsparendsten Erfindungen und der geisttötendsten Methoden die Arbeitsstunden nur dann verringert, wenn dies mit der Sicherheit des Minimums verträglich erscheint. Das ist hart, es gibt aber keine andere Möglichkeit und auch der Lynkeusstaat schafft kein »Paradies auf Erden«.

Das zum Leben Notwendige für alle zu erarbeiten, ist unbedingtes Staatsinteresse. Erscheint aber dieses gesichert, so braucht es den Staat nicht mehr allzusehr zu kümmern, ob die Deckung der Luxusbedürfnisse mehr oder minder reichlich erfolgt! Daher wird er hier ziemlich rücksichtslos vorgehen und die Sorge um die freie Zeit seiner Bürger der Sorge um ihren Luxus voransetzen können. Auf der Granitbasis des Minimums

steht nicht nur der Arbeiter, sondern auch die staatliche Gesamtheit den Unternehmern sicherer gegenüber als je.

Der Staat wird also die Arbeitszeit in mechanischen Betrieben progressiv kürzen, ohne Rücksicht darauf, daß die Produktionsmenge in diesen Betrieben nicht so lebhaft anwächst, wie sie bei bedenkenlosem Ausnützen der neuen Erfindungen wachsen könnte. Ein gewisses Ansteigen der Produktionsquanten wird ja, wie oben erwähnt, gestattet werden. — Anders ist das Verfahren in Betrieben der zweiten Ordnung, die der Staat nach durchgeführter Enquete bei ihrer Arbeiterschaft unter die »Betriebe mit seelischer Beteiligung« eingereiht hat. (Es wurde erwähnt, daß bei dieser Einreihung höchste Rigorosität am Platze ist.) In solchen Betrieben bestimmen nämlich die Arbeiter selbst, wie sie ja bei der ganzen Betriebsführung mitreden, auch die Länge der Arbeitszeit. Das gesetzliche Maximum von acht Stunden bleibt auch hier aufrecht (dies empfiehlt sich, um listige Umgehungen des Gesetzes zu verhindern), es steht aber in der Macht der Arbeiter, auf die Verkürzung der Arbeitszeit, die ihnen bei Einführung von Neuerfindungen zugute käme, oder auf einen Teil dieser ersparten Zeit von Fall zu Fall zu verzichten — also auch dann acht Stunden zu arbeiten, wenn sie gesetzlich z. B. nur fünf Stunden arbeiten müßten. Da sie in sehr erheblichem Maße am Gewinn des Betriebes beteiligt, an seinem Ausbau seelisch interessiert sind, ist es völlig gerecht, wenn der Staat den Genuß jenes Vorteils, den er den mechanischen Arbeitern ungefragt zuwirft, vom eigenen Willen der seelisch Beteiligten abhängig macht.

Was geschieht aber mit jener Zeit, die den Arbeitern

der ersten Kategorie als Lukrum in den Schoß fällt? Es ist freie Zeit und der Arbeiter kann mit ihr machen, was er will. Will er sie zur Muße benützen, gut. Will und kann er sie einer Arbeit höheren Ranges, genossenschaftlicher Arbeit oder Arbeit am eigenen Werk widmen, um so besser. Der Staat mischt sich durch keinerlei Gebot ein. Wohl aber ist es Pflicht des Staates, dem Arbeiter die Möglichkeit zu geben, sich zumindest für eine Betätigung der nächsthöheren Stufe, für »Beteiligungsarbeit« auszubilden. Der Staat errichtet also Erziehungsbetriebe, in denen die Arbeiter während ihrer durch Automaten freigemachten Zeit stufenweise zum Einblick in die Betriebe, zur seelischen Beteiligung, zur Leitung herangeführt werden. Diesen staatlichen Erziehungsbetrieben wird der klar blickende Unternehmer, der seinen Betrieb bereits in einen solchen zweiter Klasse (»Beteiligungsbetrieb«) umgestaltet hat, gern geschulte Arbeiter entnehmen. So ist ein doppelter erzieherischer Zweck erreicht (Leben statt der Schule!): der Arbeiter ist in einen besseren Typus von Arbeit aufgerückt, dem Fabrikanten erscheint die gesellschaftliche Mitarbeit des Arbeiters nicht mehr als Last, sondern als naturgemäßer und willkommener Gewinn. — Der Unternehmer wird also die Wahl haben: entweder seinen Betrieb mit jenen gekürzten Arbeitszeiten, die er (zähneknirschend) seinen Automaten verdankt, fortzuführen oder ihn zu parlamentarisieren, indem er seinen Arbeitern seelischen und materiellen Anteil gönnt, dafür aber von ihnen den Vorteil empfängt, daß der nunmehr teilweise gemeinsame Betrieb mehr Zeit zur Verfügung, höhere Produktionsmöglichkeiten hat. Sind die Arbeiter außerdem durch die in ihren Muße-

stunden (er hat sie ihnen verdacht, jetzt aber sieht er ein, daß es auch zu seinem Vorteil geschah) absolvierten Erziehungsbetriebs-Stunden vorgeschult, so wird eine solche gemeinsame Administration ohne besondere Reibung vonstatten gehn. — Der Staat hätte allerdings die Möglichkeit, die Konstitutionalisierung der Betriebe auch zwangsläufig anzuordnen, er braucht den Entschluß des Fabrikanten nicht abzuwarten und tatsächlich steuert ja die moderne Gesetzgebung auf das System der Betriebsräte los. Im Lynkeusstaate aber, der die Automatisierungsrente in meinem Sinne ausnützt, bedarf es dieses weiteren Eingriffes in die Privatsphäre nicht mehr. Das eigene Interesse wird den Fabriksherrn dazu veranlassen, eine durchgreifende Beteiligung der Arbeiterschaft, also in diesem Sinne gewissermaßen eine Sozialisierung seines Betriebes weiterem Abknappsen von Arbeitszeit vorzuziehen, und so wird der Betrieb gerade dann, wenn er infolge seiner technischen Situation und der Schulung seiner Arbeiterschaft zur Sozialisierung reif ist, freiwillig der Sozialisierung zugeführt werden. Das Hauptproblem heutiger Sozialdiskussionen (»Welche Betriebe sind sozialisierungsreif, welche nicht?«) scheint mir auf diesem Wege der »Zeit-Politik« eine natürliche Lösung zu finden — natürlich, weil sie von der Seite der seelischen Beziehungen zum Arbeitsprozeß, nicht von ökonomischen Nützlichkeitserwägungen aus gesucht wurde. Freilich ist diese Lösung nur im Lynkeusstaat möglich, wo das Notwendige bereits sozialisiert und nur das Überflüssige freier Wirtschaft überlassen erscheint, in der dann eben ein geistiges Erziehungssystem Platz greifen kann. Im heutigen Konkurrenzstaate dagegen kreuzen sich

ethische Erwägungen all zu sehr mit der Angst um die Erhaltung der lebensnotwendigen Produktivität, daher würde heute einer, der Grundsätze aufstellte, wie: »Nur mit wachsender seelischer Anteilnahme wächst das Recht auf Arbeitszeit«, als gefährlicher Narr verschrien werden, denn die Gesellschaft hat ganz andere Sorgen, als sich um die seelische Anteilnahme ihrer Bürger zu kümmern — sie muß vor allem trachten, nicht zu verhungern und nicht zu erfrieren, und kunterbunt durcheinander mit diesem löblichen Bemühen bringt sie ganz ebenso eifrig Grammophone und Teepuppen hervor.

Aber auch im vollsozialisierten Staate wird die Erziehung durch Arbeit und zu geistiger Arbeit nicht durchführbar sein, weil auch da die Produktion des Notwendigen und Überflüssigen nicht nach verschiedenen Methoden vor sich geht, sondern auf beiden Gebieten derselbe einheitliche staatliche Bureaumechanismus nach gleichen Prinzipien arbeiten muß.

XII.

Wer Herr über den ganzen Betrieb und den ganzen Ertrag ist, gehört in die dritte Ordnung der Arbeit, zum Typ des »freien Arbeiters«. Dem höheren seelischen Anteil entspricht hier eine weitere Freigabe an Arbeitszeit. Sie ist jetzt für den Herrn der Arbeit nicht mehr an den Achtstundentag gebunden, eine derartige gesetzliche Bestimmung wäre auch ganz unkontrollierbar. Einem »Zwang zur Muße«, wie er vielleicht vom seelischen Standpunkt aus nicht unerwünscht wäre, könnte sich jeder in seinem einsamen Kämmerlein, in seinen rastlos arbeitenden Gedanken entziehen. — »Freie Arbeiter« also dürfen un-

begrenzt lange arbeiten. Das gilt ebenso für den einzelnen Unternehmer wie für die Teilnehmer einer Arbeiterproduktivgenossenschaft, denen Betrieb und Ertrag gemeinsam gehört.

Zwischen diesen beiden Unterklassen ergibt sich aber dennoch eine Unterscheidung. Der Einzelunternehmer ist zwar in seiner eigenen Arbeitszeit frei, mit den Arbeitszeiten seiner Angestellten jedoch an die Einschränkungen der beiden tieferen Stufen gebunden. Bei der Genossenschaft fallen diese Einschränkungen weg; alle sind Herren, alle haben unbegrenzt freie Arbeitszeiten. — Diese Unterscheidung besteht freilich auch heute und hat noch keinen Kapitalisten veranlaßt, sein Unternehmen mit den Angestellten zu teilen, aus seinem Privateigentum eine Genossenschaft zu machen. Denken wir uns aber den Betrieb bereits zur zweiten Stufe vorgeschritten, das heißt die Arbeiter materiell so ausgiebig beteiligt, daß ihr Lebensstandard fühlbar mit dem Ertrag des Unternehmens auf- und abschwankt, ferner ausgestattet mit entscheidendem Einfluß auf alle Daten des Produktionsprozesses, denken wir uns ferner, daß die Arbeiter, in Erziehungsbetrieben vorgeschult, mit ihrem seelischen Anteil den Betrieb nicht verwirren, sondern fördern, daß sich ihr erhöhtes Interesse und die freiwillig zugestandene Verlängerung der Arbeitszeit (bis zum Achtstunden-Maximum) in allen Rädern des großen Uhrwerks hilfreich geltend macht — dann wird dem Kapitalisten vielleicht der Sprung nicht allzu groß erscheinen, mit dem er seinen Betrieb zu einer Stätte »freier Arbeit«, zu einer Genossenschaft erhebt und ihn damit der letzten Zeitfessel entzieht. — So daß auch hier durch bloße Ausnützung der staatlichen Verfügungsgewalt

über die Arbeitszeiten ein Aufrücken in den höheren Arbeitstypus wo nicht angeregt, doch mindestens erleichtert würde. —

Wir kehren nun für eine Weile zu dem Haupteinwand zurück, den wir im Abschnitt VIII gegen den Entwurf Poppers erhoben haben. Wir bemängelten dort, daß mit dem Verbleiben einer wenn auch geschmälerten privatwirtschaftlichen Sphäre gleichsam ein Bollwerk des heutigen privatkapitalistischen Geistes in der sonst so schönen Lynkeuswelt zurückbleibe und daß dieser böse egoistische Dämon 1919 von seiner Zitadelle aus durch tausend Ausfallspforten in die umgebende Sozialsphären einbrechen, sie durch ewigen Krieg beunruhigen, ermüden und schließlich ganz zerstören würde. »Du änderst nichts, wenn du den Geist nicht änderst« — das war es, was wir dem Rationalisten Popper zuriefen. Allerdings glaubten wir ebensowenig daran, daß die »Vergesellschaftung aller Produktionsmittel« den Dämon Ich zu binden vermöge, denn wenn ihm auch der Tummelplatz der Geldwirtschaft unter den Füßen weggezaubert wird, so gleicht er darum noch lange nicht dem Seefahrer des Märchens, um den das ganze Weltmeer rings plötzlich verdunstet, der mit seinem nutzlos gewordenen Schiff auf den trockenen Meeresgrund hinabsinkt. Nein, der fledermausgeflügelte Ich-Geist erhebt sich in die Luft, ihm bleibt grenzenlose Sphäre offen und sie ist ebenso unzerstörbar wie er selbst, denn sie ist nur sein nach außen projizierter Phosphorschein, auseinandergefaltet zu unendlichen Räumen, die man Machtgier, politische Streberei, Geschlechtsgier, Unterdrückungssucht, Eitelkeit u. s. f. nennt, ohne sie je zu erschöpfen. Was an Geldleidenschaft erspart wird, kommt der Intensität

anderer Leidenschaften zugute. Es gibt ein »Gesetz von der Erhaltung der bösen Energie«, ganz ebenso exakt wie das physikalische. Der Marxismus kann diese Energie nur transformieren, nicht brechen. Wenn Engels glaubt, daß mit bloßer Durchführung der Sozialisierung der Staat, die Maschinerie der Unterdrückung, »abzusterben« beginnt, wenn Lenin von demselben Zeitpunkt sagt: »Die Menschen werden sich gewöhnen, die elementaren Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens ohne Vergewaltigung und ohne Unterordnung innezuhalten«, — so verfallen diese »Bekämpfer der Utopie«, diese »Wissenschaftlichen« ... der allerextremsten Utopie, die wirklich nichts als Utopie ist, das heißt Hoffnung ohne reale Grundlage.

Es bleibt also nichts übrig, als diesem Dämon direkt an den Leib zu rücken, und zwar nicht mit Moralpredigten, Exorzismen, frommen Wünschen, aus denen er sich wenig macht, sondern durch das Leben selbst. Dazu gibt der Lynkeusstaat die Angriffsbasis, indem die Sorge um das Notwendige auf die gut funktionierende Minimuminstitution übertragen und damit abgetan ist. Die übrigbleibende Privatwirtschaft darf aber nicht sich selbst überlassen werden (sonst bleibt die Minimuminstitution von da aus gefährdet) — im Gegenteil: gerade dieses Privatwirtschaftssegment ist, nach Erledigung der wirtschaftlichen Staatsnotwendigkeiten, das richtige Schlachtfeld für den Kampf des Geistes mit dem Ungeist.

Es sind zwei Faktoren, die jede Privatwirtschaft kennzeichnen: das privatwirtschaftliche Interesse am Ertrag der Arbeit und das persönliche Interesse am Werk. Das eine ist nahezu lasterhaft, das andere nahezu die Tugend selbst. Der Idealzustand wäre daher gegeben, wenn es

dem Staate gelänge, das private Ertragsinteresse seiner Bürger völlig zu streichen und nur das persönliche Werkinteresse auszubilden. Dieser Zustand würde auch den ungestörten Fortbestand der Sozialsphäre am besten garantieren, denn diese würde den Bürgern als gemeinsames Werk erscheinen und von ihnen, die um eines Werkes willen zu arbeiten gewohnt sind, ehrfurchtsvoll gefördert werden — zumal sie bei ihrer Unempfänglichkeit für Gewinntendenzen keine entgegenstehenden Interessen hätten. Doch dieser Idealzustand ist eben nicht erreichbar, kann durch politische Mittel nicht angestrebt werden: die Entscheidung für das Werk ruht allmächtig in der Brust des Menschen und nicht einmal sein eigener Wille ist imstande, sie zum Hervorbrechen zu zwingen — viel weniger eine staatliche Aufforderung. Der Staat vermag nur eines (abgesehen davon, daß er in seinem Erziehungswesen die Wertschätzung dieser seelischen Haltung lehrt): er kann die Betriebe, in denen stärkeres Werkinteresse herrscht, vor den anderen bevorzugen, und zwar mit deutlicher Ignorierung des Ertragsinteresses der Gesamtindustrie. Nicht Erhöhung des Produktionsquantums, Förderung der Privatinitiative oder irgend ein anderes manchesterliches Schlagwort schreibt er auf seine Fahne — sondern Steigerung der geistigen Anteilnahme aller an der Produktion. Natürlich ist das, wie schon unterstrichen wurde, nur im Lynkeusstaate möglich, da nur dort das Minimum an Produktion schon im voraus gesichert ist. Dann erst hat man genügend Freiheit, um den seelischen Kontakt mit

der Arbeit zu steigern. Nicht immer wird gleichzeitig der materielle Anteil der einzelnen steigen, z. B. dann nicht, wenn der Staat infolge zeitsparender Erfindungen die Arbeitszeit kürzt und dadurch nicht nur den Unternehmer um Profit, sondern auch den Arbeiter um etwaigen Mehrverdienst bringt. Dem Arbeiter soll eben zum Bewußtsein kommen, daß die Erfindung nicht dazu da ist, ihn wohlbehaglich in der niedrig-mechanischen Arbeit festzuhalten, sondern ihn auf dem Umweg über den Erziehungsbetrieb für einen höheren, geistigeren Typus von Arbeit zu befreien. — In anderen Fällen wird allerdings mit dem seelischen Aufstieg auch materieller Mehranteil verbunden sein, denn es wäre doch eine Farce, die Arbeiter den Produktionsprozeß mitbestimmen zu lassen, ohne ihnen gleichzeitig ausgiebige Beteiligung am Ertrag zu gewähren. Der geistige Aufstieg aber, die Mitverantwortung muß stets in erste Reihe gestellt werden (daher keine zwangsweisen summarischen legislatorischen Vergesellschaftungen in der übrigbleibenden Privatwirtschaft, wohl aber Zeitpolitik zur Förderung der Betriebe, die den Arbeiter in höhere Arbeitstypen aufrücken lassen).

Bei all diesen Erwägungen geht der Staat von der Voraussetzung aus: Je geistiger, realer, menschenwürdiger die Beziehung des Menschen zu seiner Arbeit ist, um so besser ist der Mensch, um so mehr respektiert er daher auch meine sozialwirtschaftliche Sphäre, in der er ein Werk sieht von gleicher Heiligkeit wie sein eigenes, wie jedes wahrhaftige Werk.

Einen starken Einwand mache ich mir selbst: Die Umwandlung der einzelnen Betriebe in Genossenschaften und genossenschaftsähnliche Bildungen (Gruppen) macht

zwar den Einzelnen reifer dafür, Interessen eines organischen Ganzen zu sehen und zu achten, doch diese Interessen sind nichts Universelles, sie haften am eigenen Betrieb, sie können sich zu einem Betriebsegoismus entwickeln, der für die Sozialsphäre um nichts ungefährlicher als der Egoismus der Einzelkapitalisten werden mag. (Vgl. Kautsky »Die Diktatur des Proletariats«, Seite 53: ›Eine dauernde Überwindung des Kapitalismus ist nicht möglich dadurch, daß man die Fabriken den in ihnen beschäftigten Arbeitern übergibt, sondern nur durch Übergabe der Produktionsmittel in den Besitz der Gesellschaft, das heißt der Gesamtheit der Konsumenten, damit für deren Bedürfnisse produziert werde.«) — Dieser Einwand ist identisch mit dem Haupteinwand, der gegen die anarcho-syndikalistische Forderung erhoben wird, gegen die auch von »Hapoel-Hazair« gewünschte Entwicklung kleiner unabhängiger Gemeinschaften. Nichts spricht dafür, daß diese kleinen Gemeinschaften nicht mit derselben Unbarmherzigkeit wie vordem die Einzelwesen übereinander herfallen . . . Nichts als der Geist dieser Gemeinschaften! Es kann nur immer wieder gesagt werden: Je geistiger die Beziehung des Arbeitenden zu seinem Werk wird, je mehr sie an innerer Wichtigkeit sein Gewinnstreben überwiegt, desto weniger bedrohen solche Gemeinschaften einander gegenseitig, wie auch die Sozialwirtschaftssphäre des Lynkeusstaates — durch deren vorhergehende Absteckung überdies die wesentlichsten Konsumentenbedürfnisse, mit denen Kautsky argumentiert, gedeckt erscheinen.

XIII.

Von der »**Arbeit am eigenen Werk**«, der Spitze seelischer Anteilnahme, ist in diesem Zusammenhange wenig mehr zu sagen, als daß sie sich politisch-juristischer Fassung fast ganz entzieht.

Arbeit am eigenen Werk rührt das Unendliche im Menschen an und ist daher stets und unbedingt durch Gleichgültigkeit gegen Gewinn aus dem Werke charakterisiert. Arbeit am eigenen Werk ist nicht nur die Arbeit des Künstlers, sondern alles, was mit voller Hingabe der Seele und nur um des Werkes willen geschieht, also unter Umständen auch Handwerk oder Bodenbebauung oder die geniale Organisationslust . . . In Knut Hamsuns Roman »Segen der Erde« wird einem Bauern, der mit eigenen Händen im Urwald gerodet hat, die Bewachung einer neu zu errichtenden Telegraphenlinie gegen große Belohnung angetragen. Es kommt zu folgender Szene:

> Isak überlegte. »Im Winter könnte ich die Arbeit übernehmen,« sagte er dann. — »Nein, es muß das ganze Jahr hindurch sein, das ganze Jahr natürlich, Sommer wie Winter.« — Aber Isak erklärte: »Im Frühjahr und im Sommer und im Herbst hab' ich meine Feldarbeit und keine Zeit für anderes.«
>
> Da mußte der Ingenieur Isak eine gute Weile ansehen, ehe er die folgende erstaunte Frage tat: »Kannst du mehr damit verdienen?« — »Verdienen?« sagte Isak. — »Ob du an den Tagen, die du bei der Aufsicht der Telegraphenlinie verbringen mußt, mit Feldarbeit mehr verdienen kannst?« »Das weiß ich nicht,« antwortete Isak. »Aber es ist nun einmal so, daß ich wegen der Felder hier

bin. Ich habe für das Leben von vielen Menschen und von noch mehr Haustieren zu sorgen. Wir leben von dem Grundstück.« — »Ja, ja, ich kann den Posten auch einem anderen anbieten,« versetzte der Ingenieur.

Diese Szene sagt besser als alle Definitionen, was »Arbeit am eigenen Werk« ist.

Man kann niemandem »Arbeit am eigenen Werk« einblasen, auch niemandem gut zureden, solche Arbeit zu tun, indem man ihm beweist, wie schlimm es mit der »Mechanisierung« in unserer Zeit geworden ist. Hat jemand kein eigenes Werk, um so schlimmer für ihn. Aber helfen kann man ihm nicht. — Wohl aber kann man allen, die den Trieb zu wahrhafter Werkarbeit haben (und solcher gibt es wahrscheinlich mehr, als man ahnt), Hindernisse aus dem Weg räumen, man kann sie so unabhängig wie möglich machen — man kann die Gemeinschaften solcher Werkleute aus der ökonomischen Not allerärgster Art herausheben — und das tut der Lynkeusstaat, indem er für die Minimumbedürfnisse aller Bürger Vorsorge trifft. Und hier liegt sein Hauptvorzug, sowohl vor dem heutigen Staat, der niemanden schützt, wie vor dem marxistischen, der die gesamte Privatsphäre konfisziert und daher auch für die heiligen Sonderbildungen solcher unter ihrem eigenen Seelengesetz arbeitenden Werkgemeinden keinen Raum übrig läßt.

Freilich bietet die Abgrenzung dieses Typs große Schwierigkeiten. Für sich selbst weiß zwar jeder in den Geheimnissen seines Herzens ganz genau, ob er zu diesem Typ gehört oder nicht. Nach außen hin aber? —

Wie steht es beispielsweise mit dem Finanzgenie, dem Kaufmann großen Stils, dem Milliardär? Nicht um Erhöhung seines Einkommens handelt es sich ihm, sondern um stetiges Wachsen und Anschwellen seiner Mammutbetriebe. Aber gerade dieses Wachstum ist vom Einfließen stets neuer Werte abhängig! Daß diese nicht konsumiert, sondern kapitalisiert und auf diese Art der Produktion nutzbar gemacht werden, bildet ja gerade den Kern »kapitalistischen Geistes«. Also Ertragsinteresse nur um des Werkinteresses willen? Ist der typische Kapitalist mit seiner Parole: »Nichts für mich, alles für mein Geschäft«, dieser krasse Versachlicher des modernen Lebens — gleichzeitig höchster Typ des Arbeitenden, des »Arbeiters am eigenen Werk«? Ich glaube, er ist ihm so ähnlich, wie Luzifer dem schönsten der Engel und gerade diese Ähnlichkeit begründet sein Dämonisches. Die Ähnlichkeit liegt auf der Hand: der Kapitalist will nicht den Gewinn als solchen (um ihn zu konsumieren), er schlägt ihn zum Werke. Aber will er das Werk, in aller Reinheit nur das Werk? Will er nicht auch Macht, Autorität, Weiber, trotz allem Kapitalisieren Erhöhung oder doch Sicherung seiner Konsumentengenüsse, Versorgung entferntester Nachkommen? Immerhin mag es Grenzfälle, Fanatiker der Akkumulation geben, die nichts als ihren Betrieb und seine grenzenlose Vergrößerung wollen, weil sie nichts als diesen Betrieb geschaffen haben, nichts als ihn lieben, eine andere Frage ist es aber, ob der Staat auf diese Grenzfälle besondere Rücksicht nehmen müßte. Ist also einmal das Ideal größtmöglicher Produktivität der Industrie fallen gelassen, so würde den Staat nichts hindern, Höchstgrenzen des Einkommens festzustellen. Von

dieser Bestimmung würde der Arbeiter am eigenen Werk nicht getroffen werden, er würde trotzdem alle seine Zeit zur Arbeit verwenden und den Mehrertrag gern abgeben, denn ihm ist es eben nicht um den Ertrag zu tun, sondern um die Arbeit selbst. Der Durchschnittskapitalist als »freier Arbeiter« würde dann nur so lange arbeiten, als zur Erarbeitung des Einkommenmaximums nötig ist. Nebenbei bemerkt: auch der Durchschnittsschriftsteller, — was gewiß sehr zu begrüßen und auch einige wüste Blüten der Journalistik zu knicken geeignet wäre. So wäre wiederum durch Zeitpolitik dem höheren Typus ein Vorrang vor dem niedrigeren eingeräumt. Diesmal allerdings, ohne daß dadurch der Aufstieg in die höhere Stufe gewährleistet würde. Denn Werkfreude läßt sich eben nicht vermitteln. Immerhin wäre erreicht, daß allzu gefährliche Ausschreitungen privatkapitalistischen Geistes im Keime erstickt würden ... Der Preis, der dafür gezahlt werden muß: daß nämlich der »Künstler im Kapitalisten«, der oben geschilderte Fanatikergrenzfall, zu kurz käme — schiene mir nicht zu hoch.

XIV.

Was ich der von Popper entworfenen Minimuminstitution hinzufüge, läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: der Staat gibt die Sphäre der bei Popper übrigbleibenden Konkurrenzwirtschaft nicht völlig frei. Zwar enthält er sich weiterer zwangsweiser Sozialisierungen über das Minimum hinaus, er interessiert sich aber für die seelischen Beziehungen der Arbeitenden zur Arbeit. Nach diesen unterscheidet er vier Arbeitstypen und je

nach der Stufe, die eine Arbeit in dieser Rangordnung einnimmt, stattet er sie mit besonderen Befugnissen und Pflichten hinsichtlich der Arbeitszeit aus. Zweck seiner Maßregeln ist: die in Betrieben niederen Ranges zuzubringende Arbeitszeit zu kürzen und den Übergang in Betriebe höheren Ranges zu fördern — all dies in der Absicht, die Werkinteressen aller Bürger gegenüber den Gewinninteressen zu stärken, auf diese Art die Bourgeoisgesinnung in offen angesagtem Kampf zu verdrängen oder doch wenigstens die bestehenden sozialwirtschaftlichen Einrichtungen Poppers vor ihren Angriffen wirksam zu schützen. Analoge Maßregeln hätten auch schon vor Überführung des heutigen Zustandes in den Lynkeusstaat auf diesen vorzubereiten. Ich brauche kaum anzumerken, daß es sich mir vor allem um das Ziel handelt: Vergeistigung der übrigbleibenden Privatsphäre. Der Wege mag es mancherlei geben. Die in dieser Skizze dargestellten sind vielleicht mindestens als Verdeutlichung, als Beispiel eines solchen Weges, nicht zu schlecht. —

XV.

Ich sagte zu Anfang, daß der Marxismus weder der Allmenschheit, noch der besonderen Lage des jüdischen Volkes gerecht wird. Kämen jüdische Interessen mit allmenschlichen in Konflikt, so würde ich (wenn auch in schwerstem Leiden) die jüdischen opfern. — Dagegen kann mich nichts hindern, Freude zu empfinden, wenn ein System mit höchstem Segen für die Menschheit auch noch nebstdem Hoffnungen auf eine gerechte Lösung der Judenfrage eröffnet.

Der konsequent durchgeführte Vollsozialismus beraubt

das Kapital, aber, genau genommen, auch die Arbeitskräfte, überhaupt den ganzen Menschen der Freizügigkeit, heftet alle Betriebsmittel für immer an jenen Staat, in dem sie sich zufällig zur Zeit des Umsturzes, der großen Weltrevolution, befinden. — Für Palästina, wohin wir einen großen Teil jüdischer Volkskraft, sachlicher, wie persönlicher, zu übersiedeln gedachten, bleibt nichts. — Gewiß, es besteht die Hoffnung auf den sozialistischen Völkerbund. Er wird die abnorme Situation des jüdischen Volkes begreifen und Palästina aus allgemeinen Mitteln kolonisieren. Doch das ist eben nur éine Hoffnung, noch dazu eine auf fremde Tugend, statt Vertrauens zur eigenen Opferwilligkeit.

Anderseits liegt in der Überführung jüdischen Kapitals nach Palästina eine empfindliche Ungerechtigkeit gegen die Wirtsvölker. Gewiß, jüdische Unternehmerarbeit, jüdische Geisteskraft, jüdisches Proletariat hat diese Kapitalien mitkonzentriert und miterarbeitet, aber doch nur eben miterarbeitet, das heißt im gesellschaftlichen Verband der Wirtsstaaten erarbeitet.

Den richtigen Ausweg zeigt auch hier Lynkeus. Ein Teil der Kapitalien, und zwar der größere, ferner ein Teil menschlicher Arbeitskraft bleiben an den Staat gebunden, in dem Werte und Kräfte entstanden sind — ein kleinerer Teil wird der Privatverfügung anheimgegeben, kann also auch auswandern. Die Palästinakolonisation ist somit zumindest nicht ganz unmöglich geworden. Die Mithilfe der befreundeten Lynkeusstaaten anzunehmen, wird keine Schmach sein.

Ebenso wichtig scheint mir, daß für die Diaspora-Juden ein nationales Dasein im Lynkeusstaat eher möglich

ist als im marxistischen. An sich würde ja selbst der radikalste Kommunismus einer vollen Entfaltung nationaler Kulturen nicht hinderlich sein. In der Praxis aber sieht es so aus, daß z. B. der russische Sowjetkommissar Lunatscharski (»Die Kulturaufgaben der Arbeiterklasse«) über diese Frage folgende, in sich durchaus widerspruchsvolle Sätze findet: »Die Menschheit geht unaufhaltsam den Weg zur Internationalisierung der Kultur vorwärts. Die nationale Grundlage wird natürlich noch lange Zeit (!) da sein, aber der Internationalismus setzt ja auch nicht die Vernichtung von nationalen Motiven in der allgemein menschlichen Symphonie voraus, sondern lediglich ihre reiche und freie Übereinstimmung.« Mit den Schlußsätzen stimme ich völlig überein. Wenn aber der Internationalismus die Vernichtung nationaler Motive nicht will — warum werden sie dann doch nur »noch lange Zeit da sein« und nicht immer und ewig? Warum heißt es dann gleich wieder im nächsten Satz: »Die Rahmen der Nationen werden gesprengt.« Das soll ja gar nicht geschehen, ist nicht erwünscht, — es soll nur der imperialistische Machtnationalismus durch reinen Kulturnationalismus, der verzichten, ungeistigen Äußerlichkeiten entsagen gelernt hat, ersetzt werden. In dieser Einschränkung ist Nationalismus nicht etwa ein »notwendiges Übel«, als das er in sozialistischen Kreisen oft genug erklärt wird, sondern unentbehrlicher Baustein der Menschheit, Bindemittel, Verständigungsmittel des Geistes. — Der Staat neigt zur Schablonisierung, er stellt am liebsten grobsinnliche Merkmale auf, beurteilt etwa die Nationen einfach als Sprachgemeinschaften und gibt nicht gern Ausnahmen zu. Daß Nation nicht mehr und nicht

weniger als »Sprache« bedeute, also auf einen möglichst inhaltsarmen Begriff herabgedrückt werde, den ärmsten, den die Sachlage überhaupt noch zuläßt, ist ja nur eine Folge des sozialistischen Theorems vom »notwendigen Übel des Nationalismus«. — Nichts begreiflicher, nichts entschuldbarer nach all den Exzessen des Kriegsnationalismus, — und doch nichts kulturloser, nichts hoffnungsloser als dieses Verfallen ins entgegengesetzte Extrem! Die Fiktion einer einheitlichen Proletariergesinnung trägt dazu bei, den Vollsozialismus noch auf lange hinaus in der unglückseligen Winkelgasse des Antinationalismus festzuhalten, wiewohl ihm solches Verweilen durchaus nicht immanent ist. Denn im Grunde kann, wer antinational ist, nicht international sein. Er ist wahrscheinlich unternational, denn zum »Inter«, zur Klammer gehören doch auch die Stücke, die miteinander verklammert werden sollen.

Wie ich mir nun eine Synthese von Sozialismus und Zionismus, — den Aufbau einer zionistisch-sozialistischen Partei denke? Es wäre nicht allzu schwierig, aus dem Vorstehenden ein Programm sich niederschlagen zu lassen. Zu den Gesichtspunkten des »Hapoel-Hazair« tritt unter steter Bedachtnahme auf die Fortschritte und Ergebnisse der Bodenreform das System von Popper-Lynkeus und die Mehr Zeit-Idee. Wie diese aus verschiedenen Quellen stammenden Vorschläge aufeinander angewiesen sind, einander modifizieren und gegenseitig stützen, wie sie vermutlich im Grunde aus derselben Quelle stammen, aus der großen allmenschlichen Sehnsucht des Judentums, — das wollte ich gerne dargelegt haben.

Ich glaube: dieser Quelle entspringt ein Strom, dessen

Lauf dem großen Meere der wahren Internationale entgegenführt, — jenem Ozean, in den alle Völker, jedes nach seiner Art, ihr Bestes hineintragen, damit die gemeinsame Küste der Menschlichkeit sich bade in den reinsten kraftvollsten Wellenzügen einer gerechten Weltordnung.

ERGÄNZUNGEN UND FRAGMENTE



MEHR ZEIT!

Durch kein Verbrechen, keine Prostitution, kein Panama, kein journalistisches Bubenstück hat unsere Zeit schamloser und offenkundiger ihre Blöße enthüllt als durch das unwillkürlich ihrem Mund entfahrene, seither millionenfach achtlos nachgesprochene Sprichwort: »Zeit ist Geld.«

In der Tat, gibt es ein brennenderes Zeichen für das durch mechanische Berufsarbeit degenerierte Scheinleben der Zeit, als daß man das primäre, ja einzig reale materielle Gut des Menschen, seine Zeit, auf den Nenner der Abstraktion von Gier und Kapitalismus zu bringen sich unterfing, statt umgekehrt, wie es jedem natürlich fühlenden Menschen zunächst einfallen müßte, das minder Wichtige durch das im Grunde einzig Erstrebbare, sofern überhaupt irgendein materielles Gut erstrebbar sein kann, auszudrücken, also Geld durch Zeit. In diesem Sprichwort ist ein unsichtbares »sogar« dem Prädikat vorausgehaucht. »Zeit ist (sogar) Geld,« bestimmt der sich selbst entwertende, wegwerfende Moderne. »Geld ist (sogar) Zeit,« würde der natürliche Mensch leise, fast andächtig murmeln mit einem unwilligen Zusammenschauern und erstaunen, daß sich etwas ganz Materielles, wie Geld, in jenes Grenzgebilde von Materie und Geist, gewissermaßen in die reine Form, in das Formalprinzip des Geistes umsetzen lassen kann. Und es dürfte ihm bei dieser Erkenntnis nicht wohl werden, denn in seinem Innern klingt eine

ganz andere Gleichung: »Zeit ist Seele.« — Die Möglichkeit, daß im Hebräischen die beiden Worte »Zeit« und »Erkenntnis« (Eth und daath) stammverwandt sein könnten, sei nicht behauptet, aber gewissermaßen — gewünscht.

Ich bin tief überzeugt davon, daß die mechanische Berufsarbeit ein Hauptfeind des Menschengeschlechtes, der Kern alles unedlen Unglückes ist. Sie verstellt den Blick auf das Ewige, sie ist die Schleierhülle, die das Göttliche in wirkungslose Ferne rückt, sie hat nicht nur die Arbeit, diese schöne Urbestimmung des geradegewachsenen Menschen, in Atome zerhackt und dadurch denaturiert, sie wirkt auch (und das ist das Furchtbarere) in den Mußestunden nach, sie hat überall, wo Abstumpfung und Verrohung sich geltend machen, ihren Anteil, sie gestattet den erschlafften Nerven nur die gemeinsten Genüsse, sie ist mitbeteiligt an allen Perversionen, an allen summarischen Gleichgültigkeiten, an allen Rekorden, Bluffs, Kinogreueln, Sportlichkeiten, Brutalitäten, Alkoholismen, Dilettantenaufführungen und Kriegen (die beiden letzteren haben eine geheimnisvolle Verwandtschaft, — beide gehen sinnlos über Leichen hinweg). — Nicht Hohn, tiefes Mitleid mit der überarbeiteten Menschheit ist am Platze, deren feinste Organe systematisch überreizt und abgetötet werden. Immer tiefer sinkt sie in Unrealität. In ihrem ganzen Sein macht sich immer deutlicheres Nicht-Sein fühlbar. Und das Wesen aller Erniedrigungen (soweit sie nicht auf edles Unglück zurückgehen) entschlüpft dem Beobachter, der sich an irgendeines der Verrohungssymptome klammert, ohne das Urphänomen »Zu wenig Zeit« im Auge zu behalten ... So etwa geht

es dem salbungsvollen Traktätchenmann und ehrbaren Sozialkritiker, der gegen den Luxus der Frauen, gegen ausschweifend-erotische Toiletten, gegen die Vergröberung der Sexualität eifert, wie sie sich etwa in der Entwicklung des Tanzes von Sarabande und Menuett zum Berührungs- und Begattungstanze Tango deutlich genug ausformt. Man möchte ihm recht geben, möchte seine Argumentation noch bereichern, indem man darauf hinweist, wie die luxuriöse Frau die Industrie zu unerhörter Entwicklung aufpeitscht, wie sie in deren kläglichster Etappe, in der Heimarbeit anregend wirkt, gleichzeitig den Bereicherungsinstinkt des Mannes anspornt, diesem Instinkt einen neuen unendlichen Sinn gibt und so am Imperialismus der Völker, am Weltkrieg in aller Unschuld mitschuldig wird, — doch mitten in diesem Gedankengange schmeckt man etwas wie böses Gewissen auf der Zunge. Nein, nicht die Frau ist schuldig. Ihr Luxus ist nur das letzte Hülfsmittel, der Triarierkampf der Fortpflanzung. Ihre aufreizend hervorgehobenen Brüste und Hüften müssen den träge, in mechanischer Arbeit unlustig dahinfließenden Strom der Männlichkeit wie Schleusen aufstauen, hemmen, um ihm wenigstens stellenweise jenes Gefälle, jenes Minimum an Temperament zu geben, das zur Fortführung des Zeugungsgeschäftes nun einmal unumgänglich notwendig ist. Die Männer würden es über ihren sonstigen Geschäften vergessen. So müssen die Frauen, die Agentinnen des Weltgeistes (Laforgue) in unserer reklamesüchtigen, nur noch auf grellste Farben reagierenden Zeit zur grellsten Reklame Zuflucht nehmen, wobei ich mich getrauen würde, den nahezu mathematischen Beweis zu erbringen, daß die Geschmücktheit der Frauen eines Volkes zur natür-

lichen Geschlechtlichkeit der Männer dieses Volkes im umgekehrt proportionalen Verhältnisse steht. — Wie falsch ist es nun, auch noch die Frauen in mechanische Berufe treiben zu wollen. Vollends die sogenannten Kriegsberufe der Frauen sind fertige Barbarismen. Man sehe diese Schaffnerinnen, diese Kellnerinnen usw. Die letzten Parzellen des menschlichen Zeitgartens werden seit vier Jahren spekulativ zu Bauplätzen zertrampelt, plattgewalzt. Die Großstadt hat einen neuen Weg in die Seelen gefunden, sie hat das Natürliche in seinem letzten Schlupfwinkel aufgespürt und räuchert es nun ganz radikal aus. Die bescheidene Hoffnung auf Veredlung der Sexualität schwindet. Und nun der Trumpf allen Unsinns: durch Moralpredigten und Polizeivorschriften das Geschwür heilen zu wollen, das man durch Zeiteinschnürung selbst hervorgebracht hat. Schnürt auf, gebt mehr Zeit! Dann verliert das Gefühl von selbst seine ungesunde Erhitzung, es kann sich konzentrieren und verteilen nach eigenem Lebensgesetze, statt nach der vom Fabrikschef erfundenen Hausordnung, die zwar für Hervorbringung möglichst zahlreicher Nähnadeln oder Schrapnelle sehr zweckmäßig sein mag, in erotischen Dingen aber keine Unfehlbarkeit beanspruchen darf. Mehr Zeit, damit alles zarter und menschlicher geschehen kann! Als siebenundzwanzigste Nebenwirkung werden dann eines Tages zur Überraschung des Herrn Superintendenten auch die Damenkleider einfacher geworden sein.

Man wende nicht ein, daß mechanische Arbeit vielen Befriedigung gibt, ja Glück bedeutet. Gewiß, die schwatzenden Mädchen rings um große Tische, an denen sie Taschenbatterien fabrizieren, fühlen sich wohl ... Aber

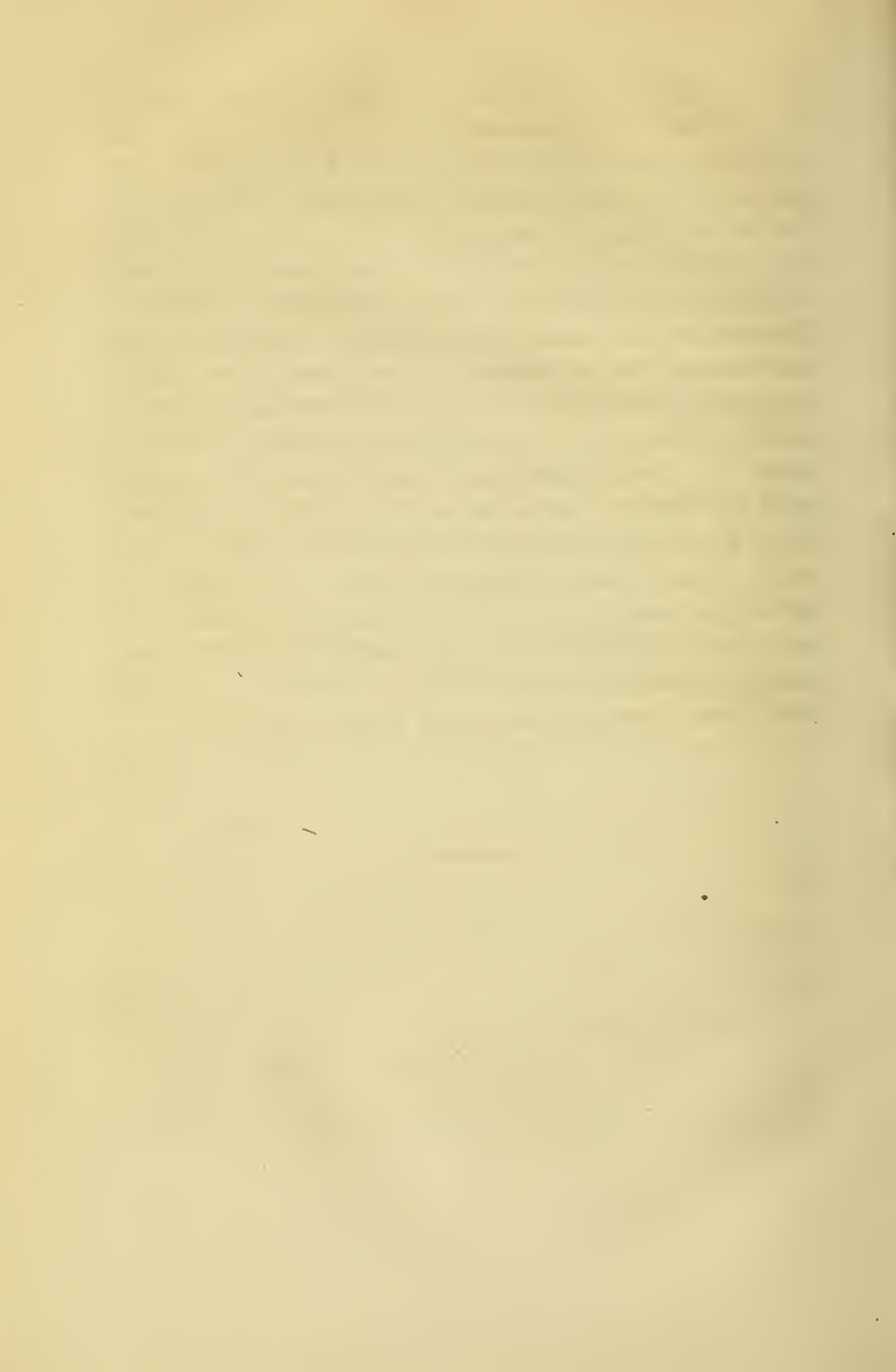
will ich denn (wie Dostojewskis »Großinquisitor«) Glück bringen? Das, worauf es ankommt, ist im strengsten Sinne nur Eines: Konfrontation mit dem Unendlichen. — Aus niedrigem Glück entsteht alle Schmach der Welt, aus fleißigen Händen brodelt sie auf.

Ich bin mir völlig klar darüber, daß die Durchführung meines Programmes eine Katastrophe bedeuten, daß es die Menschheit nicht leichter haben wird, — sondern viel schwerer als heute. Ich weiß: In Schnapsbutiken werden sich die Freigelassenen drängen, in Kinotheater wird man Extraschichten einlegen müssen, Kabaretts werden ganze Stadtviertel pachten und für ihre »künstlerischen Zwecke« umbauen, und der Süßigkeitsmorast Wiener Operetten wird bis an die Wolken spritzen. — Aber ich weiß auch: die Menschheit, die nur durch die spanische Wand ihres eisernen Arbeitseifers derartigen Vergnügungen entzogen blieb, war um nichts besser als diejenige, die sich diesen Vergnügungen, nachdem die Schranke gefallen, nun wirklich hingibt. — Im Gegenteile: wenn überhaupt noch Hoffnung ist, so ist es Hoffnung auf das Entsetzen, das über die ihrer Augenbinden entledigte Welt hereinbrechen wird, wenn sie ihre Hohlheit ins Gigantische gesteigert sieht. Die Menschheit einmal in diese peinliche Situation zu bringen, daß sie vor lauter Nichtstun nicht weiß, was sie tun soll, ihr diese Verantwortung für sich selbst allen Ernstes aufbürden, ihr die Durchschnittsmelancholie ihrer Existenz vor Augen stellen, die durch tausend Wurstelprater durchzufühlen sein muß, wenn es nichts mehr gibt als Wurstelprater und keine Ausrede: »Heut' hab' ich mich halbtotgeschunden« zur Verfügung steht, — das ist der eigentliche Sinn und Kern meines Vorschlages.

»Sie sind also ganz einfach für Faulenzerei: Nun haben Sie sich endlich demaskiert. Aber das Schöne und Sittliche der Arbeit liegt doch darin, daß jeder Arbeitende sein Äußerstes an Energie einsetzt. Daß er das Letzte aus sich herausholt. Das ist das Glück der Arbeit. Nicht etwa die leere Beschäftigung, das Hinwegschwindeln der Zeit: nein, Energie ist Glück. Ist nicht der am intensivsten arbeitende Mensch der Gegenwart, der Amerikaner, fröhlich in seiner Arbeit, von einer geradezu kindischen Lustigkeit? Ihr »träge dahinfließender Strom von Männlichkeit« ist eine Erfindung, eine Ausgedachtheit, die nichts mit der Praxis zu tun hat. — Höchste Anspannung des Menschen ist der Sinn moderner Arbeitsorganisation. Schlaffe Faulpelze, Pflastertreter, wucherndes Unkraut wollen Sie an Stelle einer stramm erfreulichen Vegetation züchten.«

Es ist selbstverständlich, daß der »Fachmann«, den ich habe auftreten lassen, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Gegenargumenten gegen meinen Zeitschutz bereit hält. Diesmal ist er mit dem »Sophisma mit der höchsten Anspannung« gekommen. Als ob es nicht gleichgültig wäre, nichts zu tun oder mit höchster Anspannung täglich zwanzigtausend Zündholzschachteln zu verpacken. Nur die Anspannung im Geiste, in den Bahnen des edlen Unglücks ist Wirklichkeit. Und man komme mir nicht mit dem in seiner Arbeit rotbackigen Amerika: Ich glaube es wohl, daß diese Leute, die nur mechanisch arbeiten, fröhlich, ja kindisch werden. Es besteht sogar ein diktatorisch notwendiger Zusammenhang zwischen der nichts als zielbewußten Fabriksstadt und der Magic City, ihrem aus allen Geleisen schlagenden idiotischen »Vergnügungs«-Ort. Diese unheimliche Stille im großen Bankhaus und

draußen der chaotische Drehorgellärm; die feine verderbtlistige Arbeit am Diplomatentisch und draußen scheinbar »unbekümmerter« Sport, aber doch mit Punktzählen; der gutgeölte gleitende, geradezu unmerkliche Betrieb und unweit wollüstiges Rasseln und Schütteln der Wackeltöpfe; dies schweigend verbissene Auf-einen-Punkt-Starren der Arbeiter und vor dem Tore die frenetisch jauchzende Rutschbahn; der glashelle durchsichtige Verstand des alles aufklärenden Clearingverkehrs und nebenan fetteste Farben aufgepatzt, chromgelbe und preußischblaue Schnörkel, in sich rotierende schmerzstrahlende Lichthallen der Ringelspiele. — Dieses Leise und dieses Laute, sie schießen nicht nur örtlich nebeneinander in die Höhe, sie gehören auch innerlich als komplementäre Erscheinungen zueinander. Zwei Exzesse entgegengesetzter Richtungen, — doch einer ohne den andern unmöglich. Ich glaube aber, mit dieser Fröhlichkeit und ihrem vor Ernsthaftigkeit berstenden Arbeitsmotor nichts zu tun haben, — erst das kann einen Menschen so richtig fröhlich machen.



FREUDIGE ARBEIT

Die seelischen Beziehungen des Arbeiters zum Arbeitsprozesse müssen noch gründlich untersucht werden. In diesem skizzenhaften Buche sind nur erst die beiläufigsten Umrisse gezeigt; dahinter scheint eine ganze unentdeckte Wissenschaft zu liegen.

Auch die »Arbeit am eigenen Werk« ist vielleicht kein einfaches Phänomen. Möglicherweise gibt es Nuancen der Werkfreude. Die »Konfrontierung mit dem Unendlichen« möchte ich allerdings als Kriterium nicht missen wollen. Und kann die in mehreren Abstufungen vorkommen? — Der Bauer lebt im großen Atem der Natur, er hat teil am Unfaßbaren. Auch der Uhrmacher? Auch der Schuster, dem ein gutes Stück gelingt? Der Buchbinder oder nur der Kunsthandwerker unter den Buchbindern?

Dann wieder berühren einander die Gegensätze. Eine Arbeit kann so mechanisch sein, daß der Kopf völlig frei bleibt und irgendwo auf einer anderen Ebene seinem eigenen Werke nachsinnen mag. — Gewiß, solche Grenzfälle gibt es. Aber sie sind nicht häufig. Die meisten Fabriksarbeiten erheischen nebstdem, daß sie langweiligste Mechanik sind, eine gewisse unermüdliche Aufmerksamkeit. Gerade das Aufmerkenmüssen macht sie doppelt langweilig, doppelt menschenunwürdig. Gegen sie gibt es nur ein Mittel: Abschaffen!

Wenn es geht! — Es geht aber nicht, es ist technisch unmöglich. — Bleibt also mein Vorschlag: Möglichste Einschränkung der mechanischen Arbeit durch Umsetzung der Automatisierungsrente in freie Zeit . . . ohne Rücksicht darauf, daß die Steigerung der Produktivität dann nicht voll ausgenützt, vielleicht sogar nur in sehr geringem Grad ausgenützt werden kann.

Neulich las ich in einer kapitalistischem Geiste hingegebenen Revue eine Anpreisung »freudiger Arbeit«. Der Artikel ging von Carlyle, Ruskin, William Morris aus und behauptete dann in kühnem Schwunge: die Grundsätze dieser Männer, die den lebenspendenden, heiligenden Wert der Arbeitsfreude verkündeten, hätte der englischen — Fabriksware den Primat auf dem Weltmarkte errungen... Vielleicht hat dies doch eher die Nichtbeachtung dieser Grundsätze getan?

Ist es nicht verbrecherisch, den Arbeitern im heutigen Fabriksbetriebe zu predigen, sie sollten doch mit ganzer Seele dabei sein, sich für ihre Arbeit verantwortlich fühlen usw.? Die immer gleiche Handreichung an den glühenden Ingots, das Bewachen eines Ventils, das ewige Ansetzen einer Feile an eine ewig wiederkehrende Unebenheit . . ., solche Dinge sollen eine Seele ausfüllen! Ich fürchte, wenn der Prediger die Arbeiter über ihre wahren Gefühle fragte, würde er Ähnliches hören wie der Veranstalter einer Enquete über Arbeiterfragen, der unvorsichtig genug war, in seinen Fragenbogen auch die Rubrik aufzunehmen: »Empfinden Sie Befriedigung bei Ihrer Arbeit?« Eine der Antworten kann ich nicht vergessen all die Jahre hindurch; seit ich die Ergebnisse in einer Zeitschrift (leider weiß ich nicht mehr, in welcher) gelesen habe, liegt sie

mir im Ohre: »Wenn Sie täglich von früh bis abends eine Kaffeemühle drehen müßten, so hätten Sie ungefähr eine Idee von der Befriedigung, die ich bei meiner Arbeit empfinde.«



ZWEI WELTEN

Neulich habe ich zwei Stunden in der Hölle verbracht. In der ganz realen, handgreiflichen, gegenwärtigen Hölle. Dabei brauchte ich mich nicht einen Augenblick aus meinem Zimmer zu entfernen. Ich las nur, nichts anderes brauchte ich zu tun. Es war sogar ein wissenschaftliches. sehr kühl und abwägend geschriebenes Buch. Und trotzdem alle Schrecken der Hölle.

Als Kind pflegte ich mir die ärgste Höllenstrafe so vorzustellen: gleich hinter dem Eingangstor wird man in einen Kessel gesteckt, verbrannt, nun aber kommt das eigentlich Furchtbare, die Asche wird mittels eigener Maschinen in den Weltraum geblasen und mit wissenschaftlicher Präzision überall hin gleichmäßig verteilt, so daß in dem weitverstreuten Staubpulver nicht die geringste Spur einer zusammenhängenden Form erhalten bleibt. Das ist die Strafe der gemeinsten Bösewichte.

Und eben dieses gleichmäßig im Weltraum schwebende Staubpulver an Stelle der unsterblichen Seele — es begegnet mir nun ganz unphantastisch in einem wissenschaftlichen Buch. Im Jahrgang 1914 des »Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik«. »Die zerriebene, Menschenseele« könnte der Aufsatz heißen. Führt aber den Titel: »Das Taylorsystem und seine volkswirtschaftliche Bedeutung« von Wilhelm Kochmann.

Vorausgeschickt sei, daß der Verfasser seinem Thema

ruhig, sachlich referierend gegenübersteht. Er betrachtet die Einführung des Taylorsystems in Amerika und Teilen Europas im allgemeinen mißbilligend, ohne es aber prinzipiell abzulehnen; sogar mit Würdigung einzelner Vorzüge. Sehr wissenschaftlich und leidenschaftslos . . . Vor mir aber öffnete sich die Hölle, schlechtweg die endgültige Hölle der Menschheit; heute stehen wir mit allen unseren maßlosen Leiden erst im Wartezimmer zu diesem Inferno.

Das Taylorsystem ist, kurz gesagt, die Anpassung des Menschen an die Maschine, die Austilgung seiner letzten selbständigen Seelenreste und ihre Ersetzung durch eine sogenannte »Unterweisungskarte«. — Erfunden und in drei Büchern dargestellt vom amerikanischen Ingenieur F. W. Taylor (Kochmann gibt ihm mit übertriebener Objektivität das Attribut »verdienstvoll«), durch dreißigjährige Experimente und Beobachtungen Taylors und zahlreicher Schüler gestützt, mit einer Fülle heuchlerischer Idealismen und Menschenfreundlichkeitstendenzen behängt, von der Arbeiterschaft meist bekämpft, in vielen Industriebetrieben bereits eingeführt und angeblich tadellos funktionierend: so scheint es berufen, immer weitere Kreise zu ziehen und schließlich die ganze geldverdienende Menschheit in seiner liebevollen Umarmung zu ersticken.

Taylor geht davon aus, daß die Arbeiter bei ihren Verrichtungen meist »unrationelle« Handgriffe tun, daß sie durch Bummelei, Gespräche, Volkshumor und ähnliche Seelenauswüchse Zeit verlieren, daß eigentlich nie und nirgends die höchste Arbeitsleistung erzielt wird.

Um abzuhelfen, erfindet er sein »Scientific Manegement«. Die Arbeitshandlung selbst wird Gegenstand »wissenschaftlicher« Untersuchung. Sie wird in ihre Ele-

mente zerlegt, in einzelne Handgriffe gegliedert. Für jeden Griff wird nun die einzig mögliche Art seiner besten Ausführung ermittelt. Der Mensch möge sich doch endlich an der Maschine ein Beispiel nehmen! Macht etwa die Maschine ihre Umdrehung oder Stampfbewegung das eine Mal so und nächstens anders? Nein, sie arbeitet »maschinenmäßig«! Wie gescheit ist doch solch eine Maschine! Der Mensch aber glaubt, sich eine gewisse Willkür in seinen Lebensbetätigungen erlauben zu können und seien diese auch noch so bescheiden wie die täglichen Verrichtungen eines Maurers. Da aber tritt der Menschenfreund Taylor, ein zweiter Pestalozzi, jedoch für Erwachsene, an ihn heran und weist ihm nach, daß er sich durch so unnötige Abwechslung, selbst wenn sie ihm etwa Spaß machen sollte, nur »übermüde«. Und Herr Frank B. Gilbreth, ein Schüler Taylors, hat auch schon genau, mathematisch, die »optimale« Fußstellung des Maurers sowie den günstigen Abstand von Mann, Mörtelschaff, Ziegeln und Mauer berechnet. In den Rahmen dieser geometrischen Konstruktion wird flugs die Menschenseele eingespannt — adieu, Seele, Staub! Hinaus in den Weltenraum, zerstreue dich, zerstiebe! Der entseelte Mann sitzt im Rahmen und arbeitet endlich, endlich maschinenmäßig.

Taylor geht weiter. Für jede Bewegung wird dem Manne eine bestimmte Zeitdauer berechnet und vorgeschrieben. Ein eigenes technisches Bureau arbeitet »Unterweisungskarten« aus. Hiedurch wird auch der Vorteil erzielt, daß dem Arbeiter jede Disposition, der letzte Rest geistigen Anteils an der Arbeit genommen wird. Ein großes System neuartiger Organisation, von Taylor bis ins Detail

ausgearbeitet, sorgt für genaue Einhaltung der von oben einlangenden Anordnungen. Schärfste Kontrolle durch den Geschwindigkeitsmeister, den Speed boss (»Hetzvogt« betiteln ihn schon die Arbeiter in deutschen »taylorisierten« Betrieben), wirkt mit. Die Unterweisungskarte ist sehr eingehend ausgearbeitet. Selbst die Zeit, die zum Durchlesen der Arbeitsanweisung verwendet werden darf, findet sich darauf verzeichnet. Das ist kein Spaß! Eine solche »Unterweisungskarte« ist dem Essay beigedruckt und beginnt mit folgenden Posten: I. Einrichten der Drehbank. 1. Wechseln der Unterweisungskarte 2 Minuten. 2. Durchlesen der Karte 4 Minuten. 3. Andrehen der Einspannbacken 1·5 Minuten. 4. Einbringen und Einrichten des Materials 1·5 Minuten. 5. Einstellen der Geschwindigkeit und des Vorschubs 0·2 Minuten usw.

Null Ganze, zwei Zehntel Minuten! . . .

Das ist die Hölle, wie sie leibt und lebt. Der Mensch in Zehntelminuten zerhackt zwecks besserer Hervorbringung von Stahlformen ... wahrscheinlich von Schrapnells. Doch darauf kommt es schon gar nicht mehr an. Der zerhackte Mensch dürfte zwischen Frieden und Krieg kaum mehr einen Unterschied finden.

»Geradezu verblüffend wirkt aber das allgemeiner bekannt gewordene Beispiel der Kugelprüferinnen (Aussortieren fehlerhafter Stahlkugeln). Hier wurde durch ... scharfe Kontrolle, Ausschaltung von Störung — die Arbeitsplätze liegen so weit auseinander, daß eine Unterhaltung während der Arbeit nicht möglich ist usw. — erreicht, daß 35 Arbeiterinnen dieselbe Arbeit bewältigen, wie vorher 120. Dabei stieg die Qualität der Leistung noch um 60 Prozent.« (Kohlmann.)

Die Qualität der Leistung steigt, die Qualität der Menschheit sinkt. — Quo vadis, humanitas?

Die Hölle wäre nicht vollständig, wenn ihr die Phrasen des Idealismus fehlten. Taylor betont stets seine humanen Absichten. Er wünscht ja nichts als die Güter der Menschheit, auf praktische Art produzierend, zu vermehren. — Kochmanns Einwände gehen meist dahin, nachzuweisen, daß gesteigerte Produktivität zwar im Interesse der Privatwirtschaft, nicht aber unter allen Umständen im Interesse der Harmonie der Gesamtwirtschaftsführung liegt, also nicht praktisch ist.

Ich will mich nicht so nationalökonomisch ausdrücken. Ich glaube vielmehr: gerade das Praktische in Taylors System ist das Schädliche, Unsittliche, im letzten Sinne Unpraktische.

Taylor bemüht sich um den Nachweis, daß sein rationalisiertes System auch im Interesse der Arbeiter liegt. Ihre Löhne steigen usw. — Kochmann bemerkt trocken: »Anscheinend glaubwürdig, allerdings von hier aus nicht kontrollierbar, wird berichtet, daß Arbeiter in taylorisierten Betrieben stimulierende Medikamente nehmen, um den Anstrengungen der neuen Arbeitsweise gewachsen zu sein, und es soll angeblich häufig vorkommen, daß sie sich die Haare färben und sich schminken, um den Anschein physischer Frische und Jugendlichkeit aufrecht zu erhalten.« Der Geschwindigkeitsvogt duldet nämlich keine »Mindertauglichen« in seiner Gruppe.

Genug von diesem durch keine Dichterphantasie je erreichten Gehinnom!

* *
*

Die Menschheit wird zwischen ihren beiden Polen zu wählen haben: dem Erfolg und dem Geist.

Erfolgreich ist die Arbeitsteilung, die mechanisierte Arbeit. Materielle Reichtümer werden über die Erde ausgegossen. Unlustig naschen die Menschen von ihnen, ohne je satt zu werden. — Warum haben sie nicht die Kraft, auf so trügerische Kost zu verzichten? Weil ihnen die eigentlich schmackhafte Kost der Seele fehlt: der Geist. Den Geist aber hat ihnen eben nichts anderes als die mechanische Arbeit ausgetrieben. — Da haben wir den allervollkommensten und tragischesten Circulus virtuosus.

Die Menschheit wird diesen Zirkel zerbrechen oder in ihm zugrunde gehen.

Ich sprach neulich in einer Versammlung von Kaufleuten. »Wenn Sie diese und diese Bücher lesen, so werden Sie einsehen, wie sinnlos und in sich widerspruchsvoll Ihre heutige Zeiteinteilung ist.« — Ein ernster Herr antwortete: »Wir können aber nicht dazu kommen, diese Bücher zu lesen. Abends sind wir müde vom Geschäft. Wir haben keine Zeit.« — Das ist der kleine Zirkelschluß, an dem die Menschheit krepiert. Kein Geist, weil keine Zeit — und keine Zeit, weil kein Geist.

Der Schuster Jakob Böhme starrte in seine kugelförmige Arbeitslampe, da ward der mystische Geist in ihm wach. Taylor hätte sich den Mann 'mal vorgenommen, ihm zuerst die richtige Beinhaltung vorgeschrieben, für »Starren in die Arbeitslampe« den Zeitraum von Null Ganze zwei Zehntelminuten allenfalls genehmigt, und »Aurora oder die Morgenröte im Aufgang« wäre jedenfalls nie geschrieben worden.

Geist und mechanischer Arbeitsbetrieb sind unvereinbare Gegensätze. Keine Illusionen! Man kann dem einen nur so viel geben, als man dem andern nimmt.

Da nun aber mechanische Arbeit zur Geistlosigkeit, diese zum gemeinen Amüsement und Machthunger, dieser zu fortdauernden Kriegen und letzten Endes zur Vernichtung des Menschengeschlechtes führen muß, so wäre es vielleicht an der Zeit, sich nach einem anderen Leitmotiv des irdischen Lebenswandels umzusehen und von einer Menschengemeinschaft zu lernen (ja, das ist es, in aller Demut zu lernen), welche ein anderes Prinzip als das europäische der angeblich »adelnden« Arbeit befolgt, ein Prinzip der schrankenlosen Verehrung des Geistes bei ziemlicher Vernachlässigung des materiellen Fleißes und anderer derartiger Bürgertugenden.

Der Vorwurf der »Rückständigkeit«, der »Faulheit«, der »wirtschaftlichen Verarmung«, der »unproduktiven Verelendung« würde eine solche Gemeinschaft nicht treffen. Denn dieser Vorwurf ist ja nur im Sinne der »Arbeitswelt« erhoben und hat nur in ihrem Sinne Berechtigung. Damit ist nicht gesagt, daß die besondere Form der »Geisteswelt«, die uns in solch einer Menschengemeinschaft entgegentritt, über alle Mängel erhaben sein muß. Im Gegenteil, die Gefahr wächst im gleichen Verhältnis mit der Kühnheit, die es unternimmt, die Menschenseele in das ungewohnte Reich des Geistes einzupflanzen. Schwere Fehler sind unvermeidlich. Sie müssen aber vom geistigen Mittelpunkt, von dem ihnen immanenten Prinzip der Geistigkeit aus, nicht im Sinne des äußeren Glanzes erfaßt werden. Wem diese Erfassung gelänge, der wäre vielleicht nicht nur der Retter der episodenhaft unter

uns noch weilenden Geisteswelt, sondern Europas und der Menschheit insgesamt.

In einer Reihe neuerschienener Bücher ist eine solche, nichts als den Geist anerkennende, daher vom Standpunkte der nüchternen Arbeit aus manchmal etwas zerfasert und zerlumpt aussehende Welt dokumentarisch geschildert. Die »Sagen polnischer Juden« (übersetzt von Eliasberg, Verlag Georg Müller), das herrliche chassidische Drama »Die goldene Kette« von Perez (Verlag R. Löwit, Wien), die in der Monatsschrift »Der Jude« von Arno Nadel veröffentlichten ostjüdischen Volkslieder, die Novellen von Perez (Insel-Verlag), die ostjüdische Anthologie des Verlages Kiepenheuer, das »Buch von den Polnischen Juden«, das Sammelwerk »Treue« und das »Dreibuch« (Jüdischer Verlag, Berlin), endlich der »Born Judas« (Insel-Verlag), diese Bücherreihe erschließt eine heute im Westen noch nahezu unbekannte oder arg verkannte Welt.

Ich lege das Buch über das Taylor-System weg und vertiefe mich in eine schöne Novelle Schalom Asch' vom »Ruhetag«. Der Ruhetag wird hier mit derselben Gründlichkeit, mit demselben unerschütterlichen Ernst geregelt wie in Amerika der Arbeitstag. — Zwei Welten! Der Hölle entronnen, glaube ich fast ins Paradies einzutreten.

Der Geist, der hier regiert, ist freilich ein wenig kurios und, um ganz gerecht zu sein, nicht in allen seinen Äußerungen sympathisch. Man könnte sich ihn manchmal weniger kleinlich, weniger zerknittert vorstellen. — Aber handelt es sich denn darum, Geist vorzustellen? Ihn zu leben, in einer realen großen Menschengemeinschaft

zu leben und dennoch dem Geist täglich und überall den ersten Platz zu vergönnen, alles nach den Bedürfnissen der Seele und nicht nach denen der Industrie zu bemessen: das ist das Problem. Möglich sind gewiß noch geistigere Welten. Von allen aber, die ich wirklich kenne, ist diese trotz ihrer handgreiflichen Unvollkommenheiten immer noch die beste.

Richtig ist, daß sich viele der mitgeteilten Dichtungen, Märchen, Legenden auf eine vergangene Epoche beziehen. Aber des Gegenwärtigen bleibt noch genug und wirft die allerernsteste Frage auf, wie man das Gute der alten Gesinnung erhalten und dabei ein lebensfähiges Wirtschaftssystem (ohne Taylorkultur) schaffen könnte. Merkwürdiges Land, in dem das Griechenwort »Altern und immer noch lernen« buchstäbliche Wahrheit wird. Denn der Zweck des Daseins gipfelt hier im ununterbrochenen »Lernen«, im Studium bei Tag und bei Nacht, wie es Agnon in seiner schönen Novelle von jenem Rabbi berichtet, dessen Kerze unfreiwillig den Schmugglern allnächtlich den Weg zeigt. (So diente Flauberts Studierlampe den Fischern als Leuchtturm. Flaubert aber war eine Ausnahme, dieser Rabbi hingegen nichts als Durchschnitt, einer von Unzähligen.) Und es ist kein leeres, tatenloses Lernen, sondern in ihm selbst ist der Weg der Tat und des reinen Lebens einziger Gegenstand.

Taylor, der moderne Prophet der Arbeit, wird sogar noch das Atemholen der Menschen regeln. Auch bei der alltäglichsten Sache der Welt darf keine Zeit versäumt werden. Zeit ist Geld.

Die Männer des Geistes, von denen Martin Bubers chassidische Legenden berichten, hatten immer Zeit. Sogar

der Gottesdienst wird versäumt, weil es eine Liebestat, die Beschwichtigung eines weinenden Kindes, gilt. Der Geist regiert. Zeit ist Freiheit.

Die Zeit als Geld oder als Freiheit betrachten: das sind die zwei Welten, vor denen der Genius der Menschheit sich zu entscheiden haben wird.

STAATSBEAMTENTUM

Jede kommunistische Gemeinschaft, also auch der Lynkeusstaat, rückt das Problem des Staatsbeamtentums in scharfes Licht.

Daß mit einer Beamtenschaft nach Art der heutigen kein »Staat zu machen« ist, in beiden Bedeutungen des Wortes, bedarf keiner Ausführung.

Lenin (in »Staat und Revolution«) will nach dem Vorbild der Pariser Kommune die Abhilfe darin gefunden haben, daß die Beamten wählbar und absetzbar, sämtliche nur gegen Arbeiterlohn angestellt, endlich quasi »auswechselbar« sein sollen, das heißt, »daß alle Staatsbürger die Funktion der Kontrolle und Aufsicht verrichten, damit alle eine Zeitlang Bureaukraten werden und somit alle davor bewahrt werden, Bureaukraten zu werden«. Diese letztere Idee, ein Hauptprinzip der Sowjets, beruht auf der Fiktion, daß »die Mehrzahl der Funktionen der alten Staatsmacht so vereinfacht worden ist und auf so einfache Operationen, wie Registrierung, Vermerk, Kontrolle zurückgeführt werden kann, daß diese Funktionen alle Leute, die des Lesens und Schreibens kundig sind, auszuüben imstande sein werden«. Wer den Staatsbetrieb aus eigener Erfahrung kennt, wird zugeben, daß einer großen Zahl mechanisierter Arbeiten doch auch eine anwachsende Masse, durch keinen Trick wegzuschaffender geistiger organisatorisch-schöpferischer Arbeit gegenübersteht, die

nicht nur in den Zentralen, die bis in jede Kanzlei hinunter geleistet werden muß, soll nicht Geld- und Zeitvergeudung in noch ärgerem Maße als heute Platz greifen. Das Überhandnehmen mechanisierten Arbeitens, die Einrichtung eines gleichsam »automatischen Staates« ist nicht, wie Lenin annimmt, eine Tendenz des Fortschritts, sondern eine der Dekadenz. — In seinem praktischen Buch »Die nächsten Aufgaben der Sowjet-Macht« mußte denn auch Lenin selbst seine Deduktionen über das Beamtentum in entscheidenden Punkten durchbrechen.

Was bleibt zu tun? — Den Hauptfehler des heutigen Beamtentums im Staat sehe ich in der mehrfachen Überordnung, in der Hierarchie der Kontrollen, durch welche die Verantwortung vom Konzipisten auf den Approbanten, von diesem auf den Oberapprobanten, von diesem auf den Sektionschef, von diesem auf den Minister geschoben wird, so daß sich schließlich keiner recht verantwortlich fühlt. Durch dieses System wird das, was ich »Arbeit am eigenen Werk« nenne, vollständig ausgeschlossen. Diesem Arbeitstyp aber in allen Zweigen möglichst nahezukommen, scheint mir einzige Lösung aller Probleme. So auch hier. — Das Ideal wäre: eine einzige Zentralstelle des Staates oder des Fachgebietes, keine Zwischeninstanzen, volle Autonomie jedes, auch des kleinsten Beamten im Bezirk seiner Arbeit, volle Verantwortung für sie. Die Kontrolle der eigentlich ausübenden Funktionäre soll nicht durch eine Kette von Zwischeninstanzen ausgeübt werden (deren Rangordnung als pures Requisit der Eitelkeit wegfällt), sondern alle arbeitenden Organe unterstehen direkt der Zentrale, die durch eine große Zahl freier

Inspektionskräfte eine stetige, intensive, oft überraschende Prüfung der Amtsgeschäfte vornehmen läßt. Nur die technisch notwendigen Zusammenfassungen (z. B. Oberleitung eines Bahnhofs, eines Postamts) bleiben erhalten.

Denken wir z. B. an die im Lynkeusstaat notwendig werdende Kleiderverteilung größten Stils. Ist es wirklich notwendig, daß der Beamte, der in einem Stadtviertel Kleider verteilt, von einem höheren beaufsichtigt wird, der die Verteilung in der ganzen Stadt normiert, dieser wiederum vom Chef der Provinz u. s. f.? Steht eine derartig regionale Kontrolle nicht nur auf dem Papier, wo sie sich in einer Anzahl von Titeln und Beförderungsstufen ausdrückt? Hindert sie nicht Arbeitslust, eigenes Organisationsvermögen, lokal angepaßte Selbstverwaltung? — Man überlasse jedem Beamten seinen Bezirk in jenem Ausmaße, den er technisch noch voll erfassen kann. Die Zentrale gebe einheitliche Normen für die Grundsätze heraus, deren Einhaltung durch Reisekommissäre überwacht wird, ohne daß stabile Staustufen in Form von zweiten und dritten bis hundertsten Instanzen eingeschoben würden. Je mehr freien Spielraum die ausführende Instanz hat, desto besser.

Das hier Dargestellte erinnert ein wenig an das Prinzip der »kleinen freien Gemeinden« (anarchistisch), das in letzter Zeit häufig als Gegengift gegen den Staatssozialismus empfohlen wird. Doch mit dem gewichtigen Unterschied, daß in meinem Vorschlag die Zentrale über den kleinen Verwaltungskörpern bleibt, — was wiederum, wie man leicht einsieht, mit der Grundidee des Popperschen Sozialismus zusammenhängt. Ohne solche Zentralen ist

wirtschaften unmöglich. Ohne gute Wirtschaft kann das Aufrücken in höhere Arbeitstypen, die Vergeistigung und Versittlichung der Arbeit nicht stattfinden. — Jene Schreier, die heute glauben, die bloße »Kleinheit« der Gemeinden gegenüber dem großen Ungeheuer Staat wirke schon an und für sich versittlichend, ohne sonstige grundlegenden organisatorischen Maßnahmen, wie sie in diesem Buch vorgeschlagen werden, Maßnahmen, die wiederum nur innerhalb großer Wirtschaftseinheiten zu vollziehen sind, — jene Schreier verweise ich auf das Studium der Mißwirtschaft in den »kleinen« Gemeinden der italienischen Renaissance oder der korrupten Zustände in der Züricher Bürgerrepublik, wie sie Wilhelm Schäfer (»Lebenstag eines Menschenfreundes«) meisterhaft geschildert hat.

Die Verbindung lokaler Selbstadministration mit einer tunlichst einfachen Organisation der Zentrale wird, meiner Ansicht nach, eine Hauptaufgabe sein, die das neue jüdische Palästina mit vorbildlicher Geltung für die ganze Menschheit zu lösen haben wird. Die Situation (wir stehen vor einem Neuaufbau) ist günstiger als in den alten Staatsgebilden, auch bringt das jüdische Volk einige günstige Vorbedingungen in seinem Charakter mit. Freilich auch Widerstände, die zu überwinden eine geradezu göttliche Kraftanstrengung erfordern wird.

PHANTASIE

(Aus einem früheren Entwurf.)

Anmerkung: Dieser Entwurf unterscheidet sich von dem definitiven Vorschlage dadurch, daß er sich noch nicht auf Poppers Minimuminstitution stützt. Auch kennt er nur die beiden Extreme der seelischen Beziehungen zum Werke, keine Zwischenstufen. Obwohl er also meinem heutigen Standpunkte nicht mehr entspricht, glaubte ich doch, um einiger Bemerkungen willen, ihn nicht ganz unterdrücken zu sollen.

... Hier ist nun freilich eine sehr wichtige Unterscheidung vonnöten. — Jede Arbeit, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, das heißt die das Unendliche in ihm anrührt, indem sie ihn dem Unendlichen gegenüberstellt, ist menschenwürdig und unbegrenzt erlaubt. Hieher gehört die »Arbeit am eigenen Werke«, womit nicht etwa nur die sogenannten »höheren« oder »künstlerischen« Tätigkeiten bezeichnet seien, sondern alles, was mit voller Hingabe, mit ganzer Seele geschieht, die persönliche Bebauung des Bodens wie die Arbeit des genialen Organisators, dem Organisation Lebensluft und Auswicklung seines Ichs bedeutet, wie die liebevolle Versunkenheit des Handwerkers. — Zum Begriffe der »vollen Hingabe« gehört auch die Gleichgültigkeit gegen Entgelt. Daher werden sich die »Arbeiter am eigenen Werke« gerne damit begnügen, daß sie von dem, was sie für ihre Produktion einlösen, nur so viel für sich behalten, wie ihre Berufskollegen oder Berufsverwandten, denen der Beruf eben nicht Freude am eigenen Werke, sondern nur Lebensnot-

durft, Gelderwerb bedeutet. — Echte und unechte Liebe würde infolge einer solchen Gesetzesbestimmung bald auseinanderfallen. Viele, die sich für Dichter hielten, würden ihre »Begeisterung« verlieren, wenn ihren Honoraren das niedrigste Ausmaß, das ein die gesetzliche Minimalzeit einhaltender Zeilenschmierer empfinge, zugrunde gelegt würde, — seufzend würden sie die Erträgnisse ihrer Massenauflagen an die Staatskassa abführen und es sich wohl überlegen, beim Abfassen ihres nächsten Romans über die Maximalzeit hinauszudichten, da sich dieses edle Feuer so wenig rentierte. — Es ist gar nicht abzusehen, wie heilsam die Folgen wären, wenn alle jene Berufe, in deren Wesen Unentgeltlichkeit und Außerverkehrssetzung der Leistung liegt, nun wirklich der Unentgeltlichkeit wenigstens soweit angenähert würden, daß nur für das während der Maximalarbeitszeit Geleistete oder, wo sich das nicht sondern oder abschätzen läßt, für das während dieser Zeit von richtigen ehrlichen Taglöhnern Geleistete Entgelt gewährt würde. Wie schnell würden die Parasiten verschwinden, die »Freude am eigenen Werke« nur prätendieren, um neben dem aufs Höchste getriebenen Ertrag auch noch die Achtung für ihre »ideale« Arbeit einzuheimsen. — Der Einfluß einer solchen Maßnahme z. B. auf die Journalistik wäre gar nicht auszudenken. Ich glaube, es würden mit einem Schlage Mißstände schwinden, die man heute für unausrottbar hält.

Mit andern Worten: Arbeit außerhalb der Maximalzeit wäre nicht verboten, aber sie dürfte sich nur in der Kategorie des Spieles bewegen. Spiel im edelsten Sinn, Selbstzweck, innere Nötigung überschüssiger Kräfte ist die schaffende Arbeit des Künstlers. Zum Teile wirkt sich

auch im rastlos tätigen Kaufmann der Spieltrieb aus. Es wird ja immer behauptet, daß die Organisierungsarbeit an sich, ohne Rücksicht auf den materiellen Nutzeffekt, daß die bloße Lust der großen Berechnung und Durchüberlegung das eigenartige Spannungs- und Wohlgefühl des modernen Kapitalisten schafft. Gut, versuchen wir es. Trennen wir den Nutzeffekt ab und geben wir dem in sein Geschäft verliebten Kaufherrn zwar die ganze Lebensdauer, Tage und Nächte, als Arbeitszeit, jedoch nur jenen Entgelt, der auf die von weniger geschäftsverliebten, weniger geschäftsromantischen Chefs benützten Zeitspannen entfällt. Wenn er auch dann noch in seinem genialen Wüten fortfährt, hat er sich bewährt, wird dann aber auch den geringeren Gewinn relativ leicht verschmerzen. Tut ihm der Gewinstentgang weh, so hat er eben nicht »gespielt«, fällt daher erst recht dem muße-erzwingenden Gesetz anheim.

Gewiß, die erzwungene Muße wird vielen nichts als ein neues Unglück bedeuten. — Ich fürchte, es wird zu tief beschämenden Erfahrungen kommen, die Verwandtschaft mit dem geradezu ungeheuerlichen Bericht eines Hamburger Reeders (Jules Huret «In Deutschland« II, 238) haben, der, über die Mußestunden seiner Kommis befragt, Folgendes mitteilt: »Ich wollte meine Büros statt um neun schon um sieben Uhr schließen, um ihnen etwas mehr freie Zeit zu gönnen ... Da sind sie zu mir gekommen und haben gesagt: ‚Wenn Sie Ihre Absicht ausführen, müssen Sie unsere Gehälter erhöhen, denn wir werden dann Mehrausgaben für Bier und Tabak haben, die wir bis jetzt nicht hatten. Nehmen wir dafür 60 Pfennig für den Abend an, so ist das eine Ausgabe von 18 Mark monatlich, die

Sie uns auferlegen.‘ — Ich halte meine Büros deshalb jetzt aus Sparsamkeit bis neun Uhr offen.« — Wie erhaben war doch das mosaische Gesetz, das den Sklaven, der seine Freiheit zurückwies, mit durchbohrtem Ohr an den Türpfosten heftete. Aber alle durchbohrten oder durchbohrenswerten Ohren der Welt bilden schließlich kein genügendes Argument gegen die Freiheit und ihren Wert.

Immerhin wird es notwendig sein, allen jenen, die mit ihrer freien Zeit, mit ihrer Mußepflicht nichts anzufangen wissen, irgendwie beizuspringen. — Hier tut sich ein ganzer Berg neuer Probleme auf: Was soll etwa mit jenen geschehen, deren grenzenloser Beschäftigungsdrang nicht als »Freude am eigenen Werke« charakterisiert werden kann, weil sie entweder als selbständige Unternehmer in solchen Betrieben werkeln, die gar keine eigene seelische Teilnahme zulassen: kleine Greisler, Detailverkäufer usw., oder weil sie sich gar als lebenslang versklavte Angestellte so sehr an ihre mechanische Tretmühle gewöhnt haben, daß sie ohne sie nicht mehr leben können, ja daß sie sie gewissermaßen liebgewonnen haben, sofern ein so entartetes Gefühl überhaupt noch mit dem Worte »Liebe« gedeckt zu werden verdient? Ich kenne auch solche, die nach außenhin sorgfältig den Schein wahren (in einem letzten Reste von Schamgefühl), als sei ihnen die lange Bürozeit verhaßt, die dabei aber innerlich umso heißhungriger an jeder Bürominute hängen und gewissermaßen aus Selbsterhaltungstrieb niemanden in ihrer Umgebung eine Mißachtung des Arbeiterzeremoniells gestatten, — die geborenen Aufseher, Werkmeister und Abteilungsvorstände. Wohin mit all diesem Gerümpel einer verfehlten Entwicklung? — Man wird staatliche Arbeitshäuser für

sie bauen müssen, in denen sie nach Herzenslust Akten schmieren, Schnittwaren verkaufen, Fakturen kopieren, Strümpfe stopfen usw. Doch auch diese Arbeit wird strengstens unter dem Schutze der Unentgeltlichkeit zu geschehen haben, ihre Produkte werden dem Staat anheimfallen oder müssen dort, wo sie dem Staate selbst nur lästig wären und er auf ihre Übernahme verzichtet, schadenersatzlos vernichtet werden, — ein Vorgang, der seine Paradoxie einigermaßen verliert, wenn man etwa an die Kaffeevalorisationen der brasilianischen Regierung denkt. Auch hier handelt es sich um eine Valorisation und wahrlich um eine viel wesenhaftere: Nicht ein Warenpreis soll davor bewahrt bleiben, daß er allzutief fiele und die Produktion untergrabe, — das Prinzip des Geistes, die Zeit, die Erscheinungsform allen seelischen Lebens soll vor der Schmutzkonkurrenz der Zeitvergeuder beschützt werden. Daß bis heute zum Schutze dieses, wie ich immer wieder hervorhebe, wertvollsten unter den materiellen Gütern so gut wie gar nichts unternommen worden ist (die Arbeiterschutzgesetze wird niemand im Ernste hier mitzählen wollen), darf kein Grund sein, diese politische Arbeit und Propaganda ganz zu unterlassen.

Im Gegenteil, ich hoffe es, zu erleben, — bald in unsern Tagen, — daß man ihr den ersten Platz in allen nationalkulturellen Bestrebungen einräumt.

Eine derartige Agitation würde freilich auf eine Gegenwelle stoßen, deren Charakter ich etwa in Rathenaus Buch »Die neue Wirtschaft« bezeichnet finde. Man kann nicht für »mehr Zeit« eintreten und gleichzeitig das Ideal der Wirtschaft nach dem Krieg in Steigerung, womöglich Verdoppelung der Jahresproduktion sehen. Es ist

zwar nichts dagegen einzuwenden, wenn Rathenau die Notwendigkeit einschneidendster Maßnahmen und Organisationsverbesserungen für die durch den Krieg verarmte Weltwirtschaft darlegt. Aber warum soll diese bittere Notwendigkeit gleichzeitig (Seite 82 ff) eine Etappe auf dem Wege zu »Freiheit, Verantwortung und Wachstum der Seele«, ein »Aufstieg des Geistes zu göttlicher Innerlichkeit« usw. sein? Nein, auf diese Art darf man den Satz Hegels, daß alles, was ist, vernünftig ist, nicht ausdeuten. Das Verhältnis von Arbeitsmechanik und Geist sehe ich leider viel tragischer als Rathenau. Was ihm Harmonie und gewissermaßen eine gute Folgeerscheinung des Krieges dünkt, scheint mir Katastrophe. — Der Krieg hat meinem Gefühle nach überhaupt keine guten Folgeerscheinungen gezeitigt, nicht eine einzige, er ist durch nichts gerechtfertigt. Es ist traurig und nichts als traurig, daß die Menscheit nach dem Kriege noch viel intensiver zu arbeiten gezwungen, daß das »Recht auf Müßiggang«, von dem Rathenau so ironisch spricht, tatsächlich bedroht, daß eine Mehr Zeit-Bewegung viel schwieriger, ja geradezu irrsinnig und unmöglich sein wird. Aber gerade deshalb wird sie um so nötiger sein. Und vielleicht wird sie im neuen Palästina trotz allem Tat sein! Glaubte ich dies nicht, so wäre ich kein Zionist. Denn Zionismus in seinem irrationalen unbeweisbaren, daher festesten Kern ist schließlich nichts anderes als gläubiges Vertrauen auf das religiöse und soziale Genie des jüdischen Volkes.

I N H A L T



IN VORBEREITUNG

Im Verlag R. Löwit, Wien

Im Kampf um das Judentum

Politische Essays

*

Im Verlag Kurt Wolff, Leipzig

Heidentum, Christentum, Judentum

Ein Bekenntnisbuch

*

Im Verlag Kurt Wolff, Leipzig, erschienen folgende Bücher von Max Brod

Ausgewählte Romane und Novellen, 6 Bände

I. Die Einsamen, Novellen des Indifferenten
II. Schloß Nornepyge, der Roman der Indifferenten
III. Jüdinnen
IV. Weiberwirtschaft
V. Tycho Brahes Weg zu Gott
VI. Das große Wagnis

Das gelobte Land, Gedichte

Eine Königin Esther, Drama

Die Höhe des Gefühls, Drama









